

# **Badische Landesbibliothek Karlsruhe**

**Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe**

## **Der Führer am Sonntag. 1933-1941 1935**

43 (27.10.1935)



# Das Buch ein Schwert des Geistes

„Mein Kampf“, diese beiden Worte stehen auf den Bekenntnissen Adolf Hitlers, auf dem Buch, das jedem von uns Nationalsozialisten zum Buch der Bücher geworden ist. In diesem Werk hat nun nicht allein der Kampf dieses Mannes um das gesetzte Ziel seinen Niederschlag gefunden, sondern es ist darin seine politische und weltanschauliche Lehre niedergelegt. So notwendig die braunen Regimenter Adolf Hitlers im Kampf um das Reich wurden, so notwendig die Reden des Führers sind, so notwendig ist dieses Buch geworden als Schwert im Weltkampf um den Nationalsozialismus. Dieser Kampf ist zwar ein anderer, als der der Fäuste auf den Straßen, aber es ist ein stilles Ringen, das täglich noch weiter andauert in einer Zeit, da Deutschland den inneren Frieden schon gefunden hat.

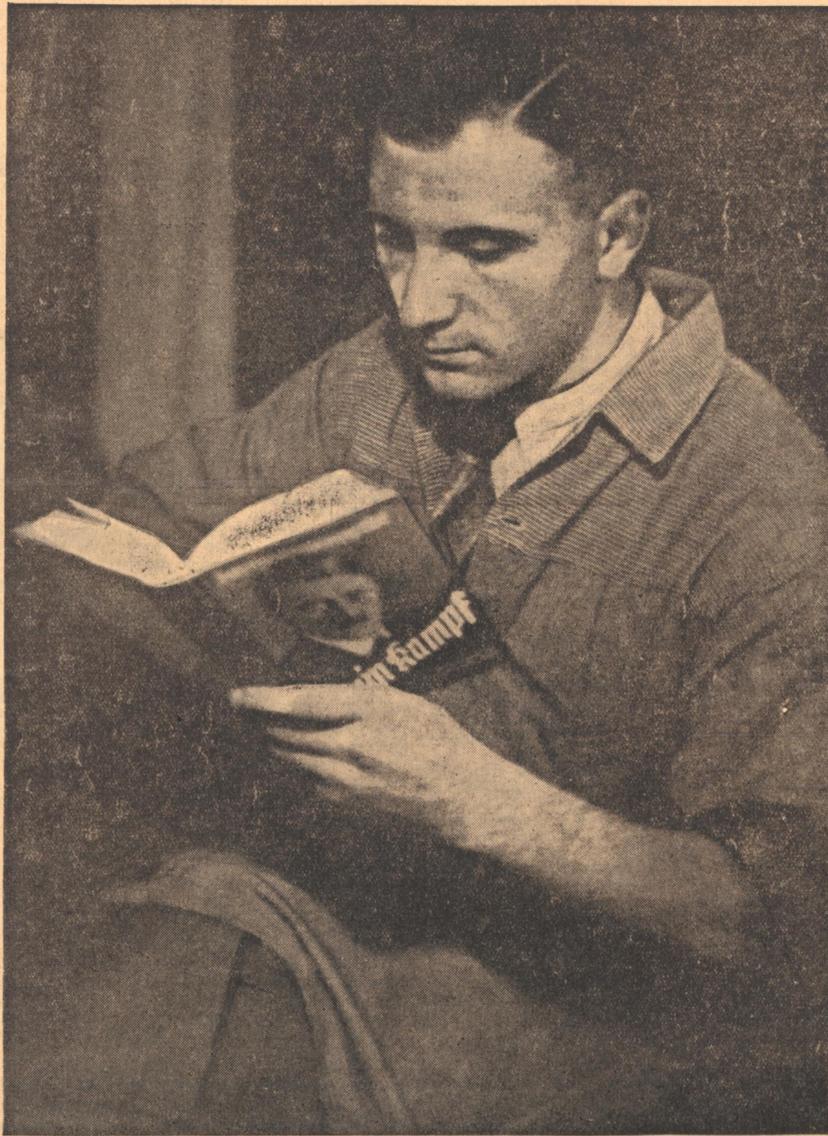
Wie einst die Redner in allen deutschen Gauen die Propagandatrommel rührten, täglich und stündlich gegen die morschen Pforten des Marxismus hämmerten, so ist dieses Buch ihnen allen auf diesem Weg ein treuer Freund im Kampf um ein besseres Deutschland geworden, erleben sie darin doch immer wieder ihr eigenes Ringen.

Jedes Buch kämpft für eine Idee, indem es sie vertieft. Gerade dadurch hat Adolf Hitlers „Mein Kampf“ seine ungeheure Bedeutung für die Gegenwart bekommen, für eine Gegenwart, der der Kampf mit Tat und Rede vorausgeht.

Nur allzuleicht sind viele Menschen, die nicht für ihren täglichen Lebenslauf das Buch brauchen, geneigt, es für unwichtig zu halten, ja, sie neigen sogar dazu, mitleidig über andere hinwegzusehen, die sie oft mit einem Buch in der Hand finden. Meistens ahnen sie aber nicht, was ihnen alles verloren geht, weil sie kein Buch lesen. Bücher können Lehrer, sie können uns Freunde sein, wenn wir sie richtig behandeln. Dazu müssen wir uns aber auch um sie bemühen, müssen ihre Freundschaft suchen, um ihren Wert zu erkennen.

Bei der ersten Annäherung, wenn wir zum ersten Male ein Buch in die Hand nehmen, ist das Verhältnis zu ihm noch locker und ohne Tiefe. Dann aber packt uns etwas, was von diesem Buche ausgeht, wir nehmen Anteil an dem, was das Buch birgt, mehr und mehr leben wir uns in das Geschehen hinein, und auf einmal ist der innere Kontakt gefunden. Wir haben die erste Freundschaft mit einem Buch geschlossen. Wir nehmen andere zur Hand, nehmen auch sie in uns auf. Und dann kommt eines Tages die Stunde, in der wir eins mit dem andern vergleichen können, in der wir den Wert des einen und den Unwert des andern erkennen, in der wir darum wissen, daß nicht alles wertvoll ist, was geschrieben steht, daß wir nicht alles, was wir schwarz auf weiß besitzen, getrost nach Hause tragen sollen. Wenn aber dann der Augenblick gekommen ist, in dem wir Wert und Unwert der Bücher erkennen, dann nehmen wir aus jedem Buch etwas mit, ja, wir lesen nicht mehr ein Buch nach dem andern in uns hinein wie Bücherwürmer und Federfuchser das zu tun pflegen, sondern wir lesen aus jedem Buch etwas heraus, das wir in uns aufnehmen. Und auf einmal können wir für unser Leben dies und jenes aus Büchern verwerfen und unser Leben bereichern. Ja, wir lernen Bücher lieben um einer Stelle willen, die uns wertvoll geworden ist, die uns besonders gefällt.

Viele, viele müssen heute wieder den Weg zum Buch zurückfinden. Die Bücher der übermündeten Zeit sind uns fremd geblieben, weil sie unserer Freundschaft nicht wert waren. Wir fanden kein Verhältnis mehr zu ihnen, weil sie uns nichts mehr geben konnten. Es waren Konstruktionen krankhaf-



Aufnahme: „Bücher“

## Zerlesene Bücher

Von Heinrich Anacker

Viele Bücher sehn in meinem Schrank,  
Wohl verwahrt vor Staub und grellem Lichte.  
Ihre Blätter blieben rein und blank,  
Sehn mich an mit kindlichem Gesichte.

Aber lieber sind die Bücher mir,  
Die auf Wanderungen mich begleitet,  
Die als stilles Glück- und Leidbrevier  
Helfend mir den wachen Blick geweitet.

Ihrer Decken bunte Farbe schwand;  
Flechtig sind die Seiten und zerlesen —  
Doch ergriffen streichelt sie die Hand:  
Freunde sind und Tröster sie gewesen!

Aus dem Gedichtband  
„Eintehr“, Verlag Eber, München.

ter Hirne, hatten keine Haltung, keinen Stand, von dem aus sie für etwas stritten. Sie waren Schwertler des Ungeistes geworden und kamen aus einer uns fremden Welt. Ein Buch aber soll aus dem Leben gestaltet sein, denn nur dann kann es uns zum Leben führen. Aus jeder Zeile muß uns der heiße Be- fennerville dessen entgegen schlagen, der es schrieb. Mit dem Buch gibt der, der es schrieb ein Stück seines selbst, ja, sein bestes. Dann aber werden wir gepackt und erschüttert, nur dann kann ein Buch uns Freund werden, wenn wir seine innere Ehrlichkeit spüren und es uns anspricht mit dem offenen Wort des Freundes, der es ehrlich meint.

Wohl leben wir heute in einer Zeit, die jeden an seiner Stelle ganz erfüllt, in der die beschaulichen Stunden selten geworden sind, jene Stunden, die unsere Eltern brauchten, um ein Buch zur Hand zu nehmen. Daher kann man nur allzuoft hören: „Ich habe keine Zeit, ein Buch zu lesen.“ Ja, es hat sogar welche gegeben, die die Frage aufwarfen, ob das Buch überhaupt noch in unsere Zeit hineinpaßt. Wie sollte gerade eine in jeder Hinsicht so schöpferische Zeit wie die unsere nicht ihren Niederschlag im Buch finden! Wie sollte sie nicht Dichter und Schriftsteller entzünden, die in ihren Werken solch Geschehen gestalten, die mehr zu sehen und zu erleben vermögen als der Durchschnittsmensch.

Dann aber kann man auch hören: „Ja, Bücher gibt es genug, nur haben wir keine Zeit, sie zu lesen.“ Immer hat es Menschen gegeben, die ihrer ganzen Art nach kein inneres Verhältnis zum Buche hatten, die sogar damit prahlten, in ihrem Leben noch kein Buch gelesen zu haben. Solche gibt es auch heute, und an sie wenden wir uns nicht. Sie rechnen zu den hoffnungslosen Fällen. Gott sei Dank sind diese selten geworden. Es ist nachgewiesen, daß gerade unsere Volksbibliotheken die meisten und wertvollsten Bücher ausleihen, daß hier der Volksgenosse, der tagsüber an der Maschine steht und arbeitet, eine Entspannung im Buch sucht. Er hat auch nicht besonders viel freie Zeit, doch versteht er den Augenblick zu nützen. Das ist aber das wesentliche, daß wir im neuen Rhythmus der Zeit den Augenblick zu nützen verstehen.

Wenn die zündenden Reden werben und uns gewinnen für die Idee des Nationalsozialismus so vertieft das aus dieser Idee gewachsene Buch das in der Rede gestaltete Gedantengut, reißt in uns Bild an Bild, wie sich die Steine eines Mosaik aneinanderfügen zum ganzen Bild. Hat dieses Bild dann in unserem eigenen Ich einen festen Rahmen gefunden, der es hält, der es zur Schau trägt, dann treten wir auf und kämpfen für solche gewonnene Ueberzeugung.

Man kann die neue Zeit in ihrem großen Geschehen nicht aus Büchern erfassen und auch nicht nacherleben, man muß sie täglich und stündlich erleben draußen in den Reihen der braunen Kämpfer im täglichen Leben am Pflug und am Schraubstock. Das aber steht fest, wir übermitteln der Nachwelt das große Geschehen unserer Zeit im Buch. Und wie die Geschichte unserer Ahnen durch das geschriebene Wort in uns weiterlebt, so wird auch unsere Zeit der Nachwelt neben ihren großen Taten durch das Buch überliefert werden und sie gewinnen. So ist das Buch Tat geworden, in der der Geist des neuen Deutschland lebt, für uns Lebende aber auch ein stummer Freund, auf den wir in diesem Lebenskampf immer gern zurückgreifen, ein Freund, der uns nicht im Stich läßt, der offen vor uns liegt sobald wir ihn brauchen, der uns in allem worum wir kämpfen, ein treuer Helfer ist. So aber wird das Buch zum Schwert des Geistes, weil es uns kämpfen hilft für das was wir wollen.

Günther Kählerdanz.

# Der Oberrhein und sein Schrifttum

Von Adolf v. Stolman

Es ist nun einmal so, daß der Rhein Deutschlands Strom ist und bleibt, auch dann, wenn er zeitweise und streckenweise gleichzeitige politische Landesgrenze war oder ist; der Oberrhein, der uns in diesem Zusammenhang hier angeht, hat durch die Jahrhunderte hindurch gerade in dieser Hinsicht besondere und tief eingreifende, tief ergreifende Schicksale gehabt, und es ist schon daraus klar, daß die Leute am Oberrhein, die ja flammesmäßig als „Alemannen“ zueinander gehören, auch wenn sie geographisch und politisch als Deutsche, Eidgenossen und Christen getrennt sind, sich in ihrer Dichtungs- und Schrifttumsentwicklung durch mehr denn ein Jahrtausend kennen; es geht hinüber und herüber an diesem Strom, und Blut ist ein ganz besonderer Saft auch in dem Sinne, daß es sich feilsch erkennt, selbst da, wo das persönlich-leibliche Erkennen zeitweise erschwert oder unmöglich gemacht ist. Was verleiht das auch groß? Die Zeiten wandeln ruhig und gelassen ihren Weg, die Menschen kommen, leben und vergehen, aber überhalb dieser gefestigten Kreisläufe steht und weilt ein Ganzes, und Wissenschaft und Dichtung sind es, die es mit mehr oder weniger Kraft und Geduld, auch in verächtlichen harter Wirklichkeit unternehmen, aufzuheben und zu überleben, was einst die Leute dachten und hofften, was einst sie litten und stritten, den Späteren zu Nutz und Frommen, zur Lehre, zur Mahnung und zur Warnung. — — — kurzum, . . . in der Dichtung eines Stammes liegt eine große und ewige Ruhe vor Gott, gerade dann, wenn das Einzelne und der Einzelnen darin erregt, hingeeben und voller Bewegung des Leibes und der Seele gewesen war. Das große Ganze also am Oberrhein ist ganz gewiß etwas durchaus anderes, und viel größer, als nur die Summe aller seiner Teile, welche eine sorgsame Wissenschaft aufzudeckern und darzulegen kann. Es handelt sich also um das Ganze des „Schrifttums am Oberrhein“. Das ist auch nicht zu verwechseln mit dem Schrifttum über dieses Ganze; das ist zweierlei. Es versteht sich von selbst, daß zu allen Zeiten Menschen sich über ihr Wesen und Unwesen klar zu werden freuten; es geht nicht an, daß man dahinlebe, gedanklos und in ein Schema eingesperrt, und wenn man andererseits auch nichts übersteigern soll, um sich besonders wichtig und interessant vorzukommen — — — das eigene Wesen des Dichters ist es doch, das ihn zum Leben und Ausdauern bringt, des Dichters, der mehr oder weniger eindrucksvoll im Ganzen I seines Volks, Stammes und seiner Zeit fand oder suchte. Und schließlich sind es die langen bunten Reihen der Wörter, die das Wesen, und nur wenige wissen, was damit nun anzufangen ist; denn die Erfahrung lehrt schon Biele, daß nichts damit getan ist, mit einem entschlossenen Mut nun zu beginnen mit dem „Lesen“, mit dem „Wissen“, — — — das endete meist mit Enttäuschungen: aber man muß dennoch anfangen und muß wissen, wer man ist und warum man so ist und nicht anders.

Bei all dem handelt es sich um Dichtung, die aufgeschrieben oder gedruckt ist. Vor diesem kommt noch sehr viel; da sind die Steine, die sprechen, sind die wieder aus Tageslicht gebrachten Dinge und Zeugnisse früherer Zeiten, sind die Ausgrabungen, sind die Mühen, die man in einigen Erzählungen und Märchen aufbewahrt findet, und die eine Kraft in sich tragen, welche die Jahrtausende überlebt; denn aller Mythos kommt aus einem Glauben und ist nicht zeitgebunden; ihm also ist eine innere Kraft des Durchlebens eigen, eine Dynamik, — welche sich nun je nach Schicksalen und landschaftlichen Bedingungen weiterzogen, — am Oberrhein also mit der oben genannten großen Ruhe zusammenstößt, die sich am besten „Statt“ nennen läßt. Nun kommen beide zueinander, beide Faktoren überzeitlicher Größe und Voraussetzung, beide stark und schöpferisch, — wirksam aber in und durch einzelne Menschen mit ihrem Kreuz und Leid und mit den ihnen zugemessenen Fähigkeiten und Voraussetzungen. Man sieht also, wie interessant das Lesen werden kann, wenn man es nur richtig anfängt; denn so eigenartig es unter Umständen auch auf den ersten Blick klingen mag, bisweilen kommt es ganz und gar nicht darauf an, was nun in einem Buch, in einer Dichtung usw. drinsteht, was da alles erzählt und behauptet ist, sondern es kommt darauf an, warum dieses Werk überhaupt geschrieben werden konnte und mußte und warum es da ist und so da ist: es ist meist völlig gleichgültig, ob in einer Dichtung der Dichter seine Freude frug, den das ist keine phantastische Besonderheit oder Kunst; jeder, der etwas Phantasie hat, kann sich und Dritten etwas phantastischeres erzählen, und das kann sehr reizvoll sein — Dichtung aber ist es nicht, und Wissenschaft ist es noch viel weniger; sondern bei aller Kunst, insofern sie eine ist, handelt es sich darum, ob Künstler und Empfänger künstlerisch, — wirksam aber in und durch einzelne Menschen sind, daß der Künstler etwas schaffen darf und daß der Empfänger es in sich aufnehmen darf.

## Alemannische Stammeskunde:

# Schwarzwaldsagen

Der Verfasser des in Eugen Diederichs Verlag in Jena erschienenen Buches ist der bekannte Volkskundler Professor Dr. Johannes Künzle. Es ist nicht nur die beste und schönste Sammlung aller Schwarzwaldsagen, sondern auch die vorbildlichste, stofflich unerschöpfend und gründlich geordnet zur Einheit des alemannischen Kulturbezuges. Das Gebiet der Sagenammlung umfaßt nicht nur den badischen und württembergischen Schwarzwald, sondern auch die Gegend um den Kaiserstuhl herum, ferner das Gebiet von Forstheim-Etlingen bis hinüber an den Rhein, im Osten die Saar und weiter das Vorland des Schwarzwaldes gegen Westen hin bis Karlsruhe. Die Sagenammlung ist mit bewundernswertem Fleiß und mit bestem Geschick ausgearbeitet und aufs frische mit zahlreichen sehr bedeutungsvollen Bildern belebt. Sprachlich ist das Werk von einer Sauberkeit und Selbstzucht, die jeden Leser erfreut.

Professor Dr. Künzle hat in dem Buche die zusammenhängenden Kulturlandschaften der eigentlichen Oberrheinlande in seine alemannische Stammeskunde einbezogen. Vieles Kulturgut, das da und dort verstreut und verloren war, hat Künzle wieder aufgefunden. Jahre hindurch ist Prof. Dr. Künzle allen verstreuten Zeichen und Spuren nachgegangen, hat alle Quellen der Herkunft der Sagen nachgeprüft und mit aufrichtiger Hingabe und mit glücklichem Einfühlungsvermögen in die Eigenart des alemannischen Volkstums die selbstgeschaffene Aufgabe auf sich genommen. Er wußte, daß es in der deutschen Kulturgeschichte innerer Kammern gibt, zu denen nur die Sage den Schlüssel hat. Was der Verfasser in seinem Werke angeht hat, das hat er in der schönsten und sachlichsten Weise vermittelst. Aus seiner Quelle schöpft sich deutsche Kulturgeschichte frischer, lebendiger, gemüht und blutvoller als aus diesen Schwarzwaldsagen, die Volkstümlichkeit sind und Volkstüchlichkeit müssen, solange wir Deutsche sind, also für immer und ewig.

Was oft sind die Sagen Neuerungen germanischen Geisteslebens, von Mund zu Mund fortgepflanzt und ohne Hilfe schriftlicher Aufzeichnung im Gedächtnis geleitet oder in der schriftlichen Zeit von Schreibern veränderter Kulturgesinnung aufs Pergament gebracht wurden. Dabei mußte alles verloren gehen, was den schriftlichen Aufzeichnungen, soweit sie überhaupt Sinn für vorchristliche Ueberlieferung hatten, aus angeblich fiktionalen oder auch religiösen Gründen Anstoß erregte, vor allem die religiöse Brauchdichtung des germanischen Heidentums, wenn man dieses Wort überhaupt anwenden soll; denn, konnte es eine weitenstrenge religiöse Ausübung als den germanischen Götterkult überhaupt geben? Man erhebt es sich doch daraus, daß die schriftliche Zensur nicht vermocht hat, die geistige Ueberlieferung des germanischen Altertums von allem Heidentum freizuhalten. Es gelang ihr nur die Anteilnahme an den Gebräuchen der heidnischen Vorzeit verflümmern zu lassen. Viele der Sagen führen ohne Zweifel in die ältesten Zeiten zurück, da unsere Vorfahren sich noch ganz eins mit der Natur mußten, in Abhängigkeit von ihren Mächten und Gemalten.

Christliche Segensformeln oder Fluchsprüche haben den Wortlaut heidnischer Beschwörungs- und Zaubersprüche, Verwünschungen und Zeichenprache mit geringen Abwandlungen durch die Jahrhunderte hindurch bewahrt. Gebirgs- und Zaubersprüche, die sich in den vorchristlichen Sagen in merkwürdiger Uebereinstimmung vorfinden, haben uralte germanische Vorstellungen, Kultgewohnheiten und Riten vertrieben. Man begegnet oft derselben Sage in den verschiedensten Darstellungsarten und findet gar manchmal fremde Anhaltspunkte, die ungewohnt und unbekannt allmählich Bestandteile einer heimatischen Sage geworden sind.

Dr. Künzle hat nun gerade die Reinigung von all diesen neueren Zutaten tatkräftig durchgeführt und die Sagenmotive klar und deutlich herausgestellt. Und das ist das Schöne in Künzles Werk, daß er in einer lebendigen, wort- und überlieferungstreuen Sprache in den Sagen die Gestalten, die geheimnisvollen Plätze, Stellen und Orte, Burgen und Ruinen, Schlösser, Gemäuer, Klöster, Kirchen und Kapellen, Feste, Bogenfenster und Wappen, die Geschlechter und ihre Zeiten eindringlich zu gestalten und zu beleben versteht.

Den fast unerlässlichlich reichen Stoff hat Dr. Künzle überaus glücklich geordnet. Er ging zunächst daran, die Sagen zu einem Ganzen zusammenzufassen, die mit dem uralten Volksleben zusammenhängen. Es sind dies die Sagen vom Schrättel, von den Herren, Zaubern, Frei-

ausflug, sondern seinerzeit ebenfalls zum Rhein hinbrandete. Da mitteninmte galt es, durch die Jahrhunderte hindurch zu stehen. Statt also zu bewahren bei der Grenzwehr, die nun einmal immer beim oder am Rhein als dem „deutschen Meridian“ gilt. Viel Temperament machte sich Luft, aber Temperament ist noch lange nicht Dynamik, am wenigsten dann, wenn es zum Verwechseln ähnlich sieht. Grundlagen der Seele darf man nicht mit Ausprägungen des Seelischen verwechseln, sonst ist des unfruchtbaren Werdens ein Ende mehr. Wenn also im sogenannten Mittelalter sich gerne an dem Rhein, an den Oberheintädten, die geistigen Kämpfe vollzogen, so sieht da etwas anderes zur Frage, als das, was heute man „Dichtung“ zu nennen, sich gewöhnt hat. Freilich sind Männer, wie Gotfr. v. Straßburg und Hartmann von Aue große Künstler; sie sind auch Dichter, Gotfr. als Epos, der um die Urgründe des Seelischen Bescheid weiß, Hartmann als ein Mann voller sittlicher Gewisheit; aber ihr Erzählen und Fabulieren ist stofflich genommen, bedingt, und das Seelische steht und fällt im Rahmen der Kirche, der sie unter allen Umständen angehören.

Am Oberrhein sah man aber, daß alle „Kirche“ Gehäus eines Inhalts sei, nicht aber der Inhalt selbst; was geschah? Man schuf neue Kirchen, neue Befestigungsmauern, man gab Gelegenheit, daß sich der Katholizismus in dem Konstanzer, in dem Basler Konzil bewies und zeigte, und als die Lutherreformations anhub da war es am Oberrhein, wo sich, besonders auf den Straßburger Kanzeln, die Gegner Luft machten, Geiler von Kallenberg und Thomas Murner; man schlug fest widereinander denn man sah n. d. d. das Zeitalter; das nannte man Bloß als Wort, sondern man sah das Ewige; das Mittelalter war zerfallen, auch dort, wo es sich in Einzelnen lange, sehr lange schön und fein und großer Art erhielt, bis an den heutigen Tag; aber der Volksmann

Uther, der „dem gemeinen Mann auf's Maul sah“ um ihm verständlich zu werden, hatte Schleißen geöffnet, hatte gehitete und bewachte Säbne aufgedreht, und nun begann es aus dem Osten her zu wirbeln mit Gewissensnot und Anklage und Rechtfertigung vor Gott.

Daß die Politik der europäischen Staaten sich diese Dinge nicht entgehen ließ, verstand sich von selbst, man sah das „Reich“ und dieses ließ sich gleichmäßig haften; doch am Oberrhein sah man etwas deutlicher auf das Kommando; man sah die Unausweichlichkeit der großen Auseinandersetzung des Abendlandes, die in unseren Tagen durch die nationalsozialistische Machtgreifung einen weiteren und für Europa entscheidenden Fortgang genommen hat. Und die Dichtung? Da gab es allerlei Rittergeschichten, auch Minnesänger hatten gelungen, auch einsame Gräber hatten gedacht, geträumt, gerungen, Flugblätter waren am Oberrhein gedruckt worden und der Bauernkrieg am Oberrhein zeigte, daß Luther hier von den Bauern trotz alles „auf's Maul sehen“ nicht so verstanden worden war, wie er es meinte, sondern wie die Umstände es erforderten. War Luther überhaupt allenfalls verstanden worden? Am Oberrhein, in Kappoldsweiler, wurde Spener geboren, der Schöpfer und erste Führer des Pietismus; und der Pietismus hatte zu allen Zeiten aus seiner Statistik vor Gott gelebt, daß mit der Lutherdynamik nicht das letzte Wort geredet worden war. Wiederum Dichter? Da geistelte Sebastian Brant die Schwächen der Leute, gnadenlos hielt er den Affen der Zeit den nötigen Spiegel hin; und nicht er allein; auch Jörg Wickram, ein Erzähler von Rang und Format, trachtete nach seinem Werk, das ihm genügend von der Umwelt erschwert wurde. Aber man sah, so hoch er ist, — weiter als von Minerturm von Straßburg; der 30jährige Krieg brachte dem Land am Oberrhein ganz andere äußere Erschütterungen, denn jene gemeinen waren, die bislang da und dort — schmerzhaft genug — wüteten; jetzt ging es auf das Ganze, jetzt kamen nicht nur andere Deutsche, jetzt kamen Fremde, in einer Zeit, da man in Deutschland sich der Fremdenverwunderung leider nie genug tun konnte. Man staunte, nur am Oberrhein blieb man dabei verhältnismäßig fasslich, d. h. kühl, . . . denn das Meiste dieses Neuen kam man schon seit langer Zeit, dafür sah man an der Grenze; und so konnte das Land die unerhörten Verwüstungen überleben, es konnte beim Reich bleiben als der Rhein damals beinahe kein deutscher Strom mehr wurde; soweit kam es nicht, dank der Gewisheit der Leute am Oberrhein, die, wie ihr Zirkelgenosse, „die Linien hielten“, nicht nur die Linien von Stollhofen, im Kriege, sondern die seelischen Linien zu allen Zeiten.

Man sieht, bei Wissenschaft und Dichtung handelt es sich ganz und gar nicht darum, daß einer 100 Gedichte schreibt und möglichst viele Auflagen seiner Bücher erlebt, es handelt sich auch nicht darum den oder jenen Dichter oder Schriftsteller zu „machen“, sondern es handelt sich darum, daß etwas geschieht, vor den Menschen, d. h. in diesem Fall den Deutschen, und vor Gott auf alle Fälle: denn Gott läßt sich nicht spotten, und am Oberrhein hat man das zu allen Zeiten gewußt, war fromm und gottesfürchtig, was nicht mit Frömmel und Seilbodem verwechselt werden darf. Groß ist die Reife der Gottesmänner beider Konfessionen, die am Oberrhein wirkten, Oberlin und Alban Stolz, Hans Jakob und Melancthon, Frommel und Albrecht, Hans Thoma, der als Dichter nicht weniger bedeutend ist, denn als Maler und Zeichner, und Kavalier und Weissenberg und alle andern, Hebel voran.

Durch die Jahrhunderte hindurch ziehen sich die Linien der oberrheinisch-alemannischen Statistik nebst dem Bezug von Wahlheimatorten, die kamen und blieben, von Grimmschulden an bis zu Wilhelm Scherer, Ernst Jacomeiter, Wilhelm v. Scholz und vielen Andern. Das Notote glitt wohl und etwas kühl am Oberrhein hinab gen Holland, die Auffassung war sehr hart, doch nicht zu gewichtig, und als die Vereinigungskriege Norddeutschlands kamen, da sah der Oberrhein in seiner Mitglieder-eigenschaft beim Rheinbund klar, daß er noch warten müsse, bis 1848, 1871 und 1893 erlebt worden; nicht, als ob man die Jahreszahlen gemeint hätte, sondern den Sinn, welcher aus ihnen spricht. Auf die Zahlen kommt es nicht an, sondern auf das, was die Menschen während dieser Zeiträume aus den ihnen anvertrauten Händen machten. Gotfr. Keller fand auf, und Conrad Ferdinand Meyer, und der Basler Jakob Burckhardt und der große Müntzener Johann Jakob Bachofen aus Basel, und es lebte, leuchtete und litt Scheffel, Hebel; Nießke brauchte sich als unheimlicher Gast durch Basel; in Heidelberg war ein Kommen und Gehen, nicht nur zur Zeit der Romantik, sondern zu allen Zeiten bis an den heutigen Tag. Groß und einsam loberte die Stimme Emil Göll zum alemannischen Himmel, Ernst Würtenberger, schrieb zu seinen Holzschritten klar, laubere Bücher, er ein Grenzschützer, wie kam einer, der die Größe und Gefahr des Wesens an der ragenden Künstlerperson Ingres' erkannte. Doch sollen von lebenden Zeitgenossen Namen in diesem Zusammenhang nicht genannt werden; bei der „Buche des Buchs“ handelt es sich nicht um Kataloge und Verzeichnisse, sondern es handelt sich um die Haltung der Deutschen zu ihren geistigen Erzeugnissen, inwieweit sie sich büßfertig in Wissenschaft und echter Dichtung — nicht in mangelfähiger Schreibung — niederlegen lassen; und hier handelt es sich darum, zu erkennen, daß der Oberrhein eine seelische und künstlerische Provinz von aussehender Bedeutung ist, war und bleibt. „Provinz“ ist nicht mit dem zu verwechseln, was Einsichtlosigkeit und Kurzsichtigkeit zu Zeiten als „provinziell“ behaftet; man hat zu Zeiten auch den deutschen Bauer behaftet, und es hat sich gerächt, und heute behaftet man ihn nicht mehr; das gilt auch für andere Seinsmöglichkeiten der Deutschen und das gilt auch für die 1000jährige kulturelle Grenzwehr der Alemannen und ihrer zahlreichen Gäste am Oberrhein; es kommt auch nicht darauf an, daß einer nun durch Jahrhunderte hindurch nachweisen kann, daß kein Frank oder Zache oder — Preuß in seinen Stammästen gute oder böse Figur macht; sondern es kommt hier wie alle Mal im Leben darauf an, daß jeder das Ganze des Volks und seines Stammes so deutlich und so tätig wie nur möglich, erfenn, welches geschieht durch den Blick auf eigenes Wesen und eigenes Werk, wie in den Büchern es sich mehr oder weniger erhellt und klar erblickt und überliefert wird.

Man verachte also die Meister des Wortes und der Gedanken nicht und man kümmerle sich um ihr Leben, Wert und Ende, damit man nicht befremdet sei angesichts von Dingen, die tatsächlich zum Herzblut der Nation gehören, — und die deshalb nicht nur für das Schöne und Bessere, sondern dabei für das Echte und Gütliche und dessen Förderung samt Gedelien sich müssen, — auch in Dingen des Gemächts und der Einsicht Grenzwehr haltend durch manche böse Nacht, voll Sturm und durch manche herrliche Nacht, wenn die Sterne nach ihren unerhörlichen Gelehen über den Kurven des Rheinstromes ihren Wandel sühler und voll großer Art vollziehen und am Tag die Sonne den alemannischen Garten in süßlicher Kraft reifen läßt.

Jägern, Wiedergängern, Gespenkern, Red- und Vortergelkern, Irrihären und feurigen Männern, Hausgeitern, weißen Frauen, von den Erleuten, von den Gewässern und ihren Geistern. Hierunter fallen auch die Sagen von vergrabenen Schätzen und den geheimnisvollen Tieren, Pflanzen und Steinen. Führen wir eine Sage vom Schrättel aus dem Buche als Beweis an:

Ma ich an 's Schrättel?  
Muetter, wa ich an 's Schrättel? Ueug Buecht, des sin böse Rät, wo 'nach unewanle abt un andere drude, wenn sie uf 'n Rude oder uf dr linke Site lue. Sie chöne zum Schlüsselloch un zu alle Ohlinge ie, — un da thach bele un di glege, wie d' witt, s' chunt doch a di. Wo du no e ganz alte Buecht g' bist, do dich 's au emol a mi cho. Druo hant glet, woni wieder so chöne schwäge: „Chum moorn früh vor Weizil, g'oh de Roh hole!“ Druo am andere Morge, s' ich no feiter (finster) g' chunt 's Bernhards Emma un heicht me e paar Zimhöble zum aufüre, sie well g'oh Wech rätche. Un ich Giel gang un gib er es. Me litt lo Rät mit gä. Iust händ sie wieder Gwalt über ein. Nu, i da dr Tochter so wbes, it zue amitet, aber die alte Bernhadene, des ich ein g'!

Ferner eine Sage von einem geisterhaften Bücherlezer:

Der geisterhafte Bücherlezer  
Drei Durlacher Mesger gingen bei einbrechender Dunkelheit von Superspiel heim und erblickten da auf dem Turmberg ein mächtiges Feuer. Sie stiegen hinauf und sahen bei dem Feuer einen vornehmen Mann in alter Tracht mit einem Stieghut sitzen. Er las in einem großen Buche, das vor ihm auf einem Tische lag. Wie er damit fertig war, brachten ihm seine Diener einen Saufen andere Bücher, und alle ging er nacheinander durch. Die Mesger schauten neugierig zu, und glaubten, sie seien ganz unbemerkt. Auf einmal aber wandte sich der vornehme Mann gegen sie und rief: „Jetzt macht, daß ihr fortommt, ihr habt hohe Zeit!“ Da eilten sie, so geschwind sie konnten, von dannen.

Im zweiten Hauptabschnitt sammelte Dr. Künzle alle Sagen, die unter dem Einfluß des Christentums umgewandelt, ergänzt oder gefälscht oder auch neu entstanden sind. Hierher gehören die Sagen über Verdammte, die der Erlösung harren, die Teufelsagen, die Volksgedanken von Engeln und Heiligen, Wunder und Himmelszeichen, von Klöstern und ihren Gründern, Kirchen und Kapellen, Wallfahrtsorte und Gloden.

Der dritte Teil des Werkes enthält Sagen, die unter dem Nachklang der Geschichte, Ereignisse und Deutungen entstanden sind. So: Aus der Frühgeschichte, Burgen und ihre Herren, Städte und ihre Bürger, Dörfer und ihre Bewohner, Höfe, Bergwerksagen, Bauernregeln und Glaubenssätze, Schwendekriege, Franzoseninvasion, Sturmnamen, Feldkreuze und Bildstöcke, Felsen, Höhlen und Brunnen.

Besonders wertvoll sind die Bergwerksagen, da sie uns ein wertvolles Bild alter Kulturgeschichte bedeuten: Erlöser der Todtnauer Bergwerke

Die Todtnauer und Todtnauer, so schreibt Abt Caspar vom Stift St. Blasien, waren ein „herrliches, reiches Volk, welches in großem Reichtum und Gut, so in von dem Bergwerk gehebt, mit Silbersteinern und andern Ueberfluß an jemlichen Mürtwillen getrieben, daß sich das Glück des Bergwerks von ihnen gewent hat.“

Das Erliegen der Bergwerke zu Todtnau soll hauptsächlich dadurch bewirkt worden sein, daß plötzlich der Schacht voller Wasser hand. Ein Mann aus Fogl namens Herr soll ein darin gearbeitet und einen Schuß abgefeuert haben; da sprudelte augenblicklich so viel Wasser hervor, daß es den ganzen Schacht ausfüllte. Wahrscheinlich hat der Mann eine Wasserader im Felsen getroffen.

Prof. Dr. Künzle hat in dem Werke dem alemannischen Volkstum ein unermessliches Denkmal geschaffen. Man darf von einem Haus- und Volksbuch im besten Sinne reden, zudem dem Werke ganz ausgereichnete alte Holzschritte, Kupferstiche und Lithographien beigegeben sind, die natürlich dem Werke noch einen ganz besonderen Wert verleihen, was nicht erst betont zu werden braucht. Ein Anhang enthält die Quellenangabe, ein ausgiebiges Inhaltsverzeichnis und führt alle Ortsnamen auf, die in dem Werke vorkommen. Dr. Künzle schreibt so recht mit beiden Händen aus dem Lebensquell des alemannischen Volkstums Wurzel und Grund deutscher Volkheit hind die Sagen und so müssen wir sie verstehen, Landschaft, Volkstum und Geschichte.

Eugen Singer.

Alsb nimm vltan

# Handschrift

Text und Aufnahmen von W. Kratt



Er beffert seine Rüstung aus



Ein fahrender Händler



Steinstoßen



Der Lehrer in der Schule

Wenn wir in der Woche des Buches werden für das Buch als Träger deutschen Fühlens und Denkens und deutscher Kultur, ist es wohl angebracht, auch einen Blick zurück zu werfen auf Bücher früherer Zeiten, in denen sich das Fühlen und Geben unserer Vorfahren spiegelt.

Vor allem muß da eines Werkes gedacht werden, eines echt deutschen im ehrwürdigen Alter von über 600 Jahren, das schon vor 300 Jahren bezeichnet wurde als „aureus rerum germanicarum thesaurus.“ Sie ist wirklich ein güldenes Schatzkästlein des Deutschtums, diese „große Heidelberger Liederhandschrift“, ein Sammelwerk der Minnelieder von 140 deutschen Dichtern, geschmückt mit 137 großen, in ihrer Farbenpracht heute noch leuchtenden Bildern. Diese einzigartige Sammlung ist entstanden in Zürich, wie wir einer in ihr enthaltenen Dichtung des Johannes Hadlaub entnehmen, welche die Sammelfreudigkeit des dortigen Geschlechtes der Manesse rühmt. Danach ist das Werk zumeist bekannt unter dem Namen Manesse'sche Handschrift. Jedenfalls haben Nidiger II. Manesse († 1304) und sein Sohn Johannes, der 1297 verstorbene Kustos des Züricher Stiftschates den Grundstock zu dem Werk gelegt, das mit dem ersten Drittel des 14. Jahrhunderts durch verschiedene Nachträge und Einschaltungen seinen Abschluß erhalten hat. Zwei Jahrhunderte hindurch liegt das Schicksal der Handschrift im Dunkeln, bis sie dann im Jahre 1571 in einem Inventar der Bibliotheca palatina in Heidelberg genannt wird, nachdem sie durch Vererbung von Seiten des ihm befreundeten Ulrich Fugger in den Besitz des kunstfreundigen, hochgebildeten Palzgrafen Ottheinrich gekommen war. In Heidelberg wird die Handschrift damals, wie oft auch später, Kaiser Heinrichs Liederbuch genannt, nach ihrem ersten Blatt, das den Minnesänger Kaiser Heinrich VI. im Bild und Lied zeigt. Verschiedene Gefährdungen hat das Buch dann erfahren durch Verleihung nach der Schweiz und war nur nach wiederholter Mahnung mit Mühe durch einen besondern Boten nach Heidelberg zurückgeholt worden. Ob der Band, der einst zur Sicherung gegen Diebstahl an Ketten geschlossen war, in den Wirren des 30-jährigen Krieges mit der Bibliotheca palatina nach Rom und durch einen dortigen Kardinal und Verwandten des Papstes, Barberini, der Legat in Paris war, in die Hand der Franzosen kam oder ob er als Privatbesitz des Palzgrafen und Winterkönigs Friedrich V. von Heidelberg nach dem Saag gerettet wurde und in schwersten perniciösen Wägen von dessen Witwe dann an den Pariser königlichen Bibliothekar Dupuy verkauft wurde, ist nicht geklärt. Die Königin hatte sogar ihren Trauring verpfänden müssen! Jedenfalls geht der Band 1657 von Dupuy in den Besitz der königlichen Bibliothek Ludwigs XIV. über. Bemühungen der Deutschen in den Jahren 1815 und 1871 gelang es nicht, dieses deutsche Werk seiner Heimat wieder zuzuführen. Erst durch geschickte Verhandlungen und die Ausnützung persönlicher Beziehungen erreichte es der Straßburger Buchhändler Trübner, ein geborener Heidelberger, auf dem Wege des Kaufes gegen Handschriften, die der Pariser Staatsbibliothek von besonderem Wert waren, den Codex dem Deutschen Reich zurück zu erwerben. Eine der wenigen Entschlüsse Kaiser Friedrichs III. für die das Schicksal in den nur 100 Tagen seiner Regierung Zeit ließ, war die Rückgabe dieses Prachtwerkes an die Bibliotheca palatina, respektive deren Nachfolgerin die Universitätsbibliothek Heidelberg, in der der Band nach 2 1/2 jahrhundertlängiger Irrfahrt am 10. April 1888 wieder geborgen wurde. Um diesen Schatz in seiner vielseitigen Wichtigkeit für Kunst und Kultur dem Studium zugänglich zu machen, brachte 1929 der Insel-Verlag eine vorzügliche Reproduktion des ganzen Werkes in Originalgröße (250x355 mm) Blatt für Blatt in Farbenlichtdrucken mit dem nötigen Begleittext von Eilbib und Panzer. So leuchten uns (unter anderem hier in der Landesbibliothek) in noch heute fatten Farben diese Bilder entgegen, die uns erzählen vom Leben und Lieben, vom Tun und Treiben der Deutschen vor 600 Jahren. Daß natürlich in einer Sammlung, welche die Dichtungen hoher Minne enthält und deren Sänger nach ihrer höchsten Rangstufe geordnet sind, mit dem Kaiser und Königen beginnend, über Herzöge, Grafen und edle Herren herab bis zu einfachen Meistern und Sängern, daß in diesem Bande die Darstellungen von ritterlichen Kämpfen und Turnieren eine Hauptrolle spielen, ist selbstverständlich. Aber sowohl der Maler des Grundstocks, wie die drei Maler der Nachträge hatten das Bedürfnis, Abwechslung zu bieten und bringen nicht lediglich Illustrationen zu höflichen Liedern der Sänger, sondern Szenen aus ihrem, ihnen wohl zum Teil noch bekannten Leben, oder vielmehr frei erfundene Darstellungen des Treibens damaliger Zeit.

Da sehen wir Hartmann von Starckenberg, wie er sich seinen im Turnier oder Kampf beschädigten Helm als Waffenschmied wieder zurecht richtet, auf dem Amboss, auf dem auch das halbmondförmige Schlagstein nicht vergessen ist. Die geliebte Frau bringt ihm zur Stärkung sein Vesperwürden wir sagen eine knusperige Gans und einen kumpen Wein. Herr Dietmar von Altnacht hat sich der Geliebten als Händler verkleidet mit seinem Grautier und sucht einen Weg zu ihrem Herzen mit allerlei schönen Säckelchen; da sind Gürtel und Taschen auf eine Stange gereiht zu herzerfreuender Schau. Die Geliebte in reicher gotischer Gewandung, das

Schloßhündchen auf dem Arm befüßt prüfend und wohlgefällig die Waren und der Liebeshandel wird wohl zustande kommen. Der Burgraf von Lünz hebt den schweren Stein zum Wurf, während sein Gefährte auf die Stelle deutet, wohin er den seinen schon geworfen hat und der Schiedsrichter wartet darauf, seines Amtes zu walten. Ganz wie heute, nach 600 Jahren! — Der Schulmeister von Ehlingen hält mit seinem Unterlehrer Schule und dozieren aus einem großen Buch auf seinem Katheder. Der Lehrer unterweist die zwei schon größeren Jungen edlen Standes, die in ihrem Diptychon (Doppeltafel) studieren, während sein Alatus die Kleinen und Armen, die nur ein Hemdchen anhaben, belehrt. Dominierend im Bild ist als Hauptrequisite die Aute; in meiner Jugendzeit war es das Meerdröhrle und die Tafen. Die Grundlinien bleiben auch nach Jahrhunderten. — Herr Heinrich Hebbolt von Wissenje macht seinem Namen alle Ehre: Er gibt dem von Hundem gehegten Keiler den Fang. Dieser ist eben im Begriff mit seinen grimmigen Hauern dem Pferd in die Weichen zu fahren, das nur durch die lange Schabrade vor der Lebensgefahr geschützt wird. Der Maler hat das Vorkentier so ruppig, struppig und grauig dargestellt, daß einer der Jagdgefährten die Vorsticht als die Mutter der Weisheit erkennend sich auf einen Baum geflüchtet hat. — Daß nach allerlei solchen ritterlichen Fahrnissen in Jagd und Kampf der alte Herr Jacob von Warte sich im Bade gütlich tut und sich dabei von lieben Jungfrauen betreuen läßt, ist durchaus nichts Anstößiges und Genierliches, sondern entspricht nur den Gepflogenheiten damaliger Zeit, die — eine Vorahnung von Kappenswört — das Bad im Freien zu nehmen gewohnt war und auch die Bedienung von schöner Hand war damals in allen Ehren. Die mit ihrem Blasebolg das Feuer schürende Magd wird schon dafür sorgen, daß das Badewasser im Kessel warm genug ist und die ritterlichen Fräulein betreuen ihren Pflanzung mit Blumen, bekränzen ihn und kredenzen ihm den edlen Trank. Auch die Vögelin auf der Linde, die das ganze freundliche Tun überhattet, freuen sich ihres Lebens. — Wie die Lieben auch im Mittelalter sich zu helfen wußten, zeigt die Liebste des Herrn Kristian von Hamle, die ihren Trauten mit dem Flaschenzug im Mauerföhrl zu sich heraufhebt. — Herr Friedrich von Housen fährt übers Meer, in dessen schematisch gezeichneten Wellen zwei nicht gerade grauenhafte Dämonen lauern. Zwei durch ihre Gewandung freilich stark behinderte Matrosen raffen das Segel und tummeln sich, während oben im Mastkorb der Kopf eines dritten etwas pudrig Ausguck hält. Der Sänger aber lehnt am Mast in schwermütigem Sinnen. Jedenfalls kannte der Maler den baldigen Heldentod des Kreuzfahrers, dieses Gefährten Kaiser Barbarossas.

So springt aus allen diesen Bildern und den vielen anderen das Leben jener Zeit uns an. — Freilich sind die Linien oft unbeholfen, für den Nichtkenner alter Malerei so in der Art: „das hat der kleine Mangel gezeichnet.“ Es steckte ja jene Zeit mit ihrer Kenntnis der Perspektive noch in den Kinderschuhen und auch die rot und blau und gelb gemalten Säule und Architekturen entsprangen kindlichem Sinn. Aber gerade diese Unbeholfenheit hat etwas Nüchternes und die Naivität der Darstellung wirkt durch die Ehrlichkeit in ihrem Ringen um das Wesentliche. Entkommen die Bilder doch einer Zeit, wo nur ganz wenige lesen konnten, und der Künstler zum Verständnis seines Publikums am stärksten sprechen konnte durch möglichst drastische Betonung des Wichtigsten. Bei mancher Kindlichkeit der Darstellung ist das ganze Werk in seiner prächtigen Ausstattung und vorzüglichen Erhaltung ein festlich leuchtendes Denkmal von des Deutschen Reiches Glanz in der Höhenkronzeit, wo als Höchstes galt: Mannesmut und hohe Minne! Aber der hochgemutete und volkstümlichste jener Sänger, Herr Walther von der Vogelweide, war nicht zeitgebunden, er fühlte schon was nach 600 Jahren sein großer Nachfahre Goethe als Quintessenz seiner größten Dichtung wie seines ganzen Lebens kündete: „Das ewig Weibliche zieht uns hinan.“ Daß das mehr gilt als Ständeswert der adligen Frauwe, so fühlte er in die Worte: „Wip muoz iemer sin der wise höchste name — wip deist ein name ders alle froenet.“ Ein Mann mit solchem weip umfassenden Fühlen konnte auch auf die Dauer nicht bei Minne und Woffenspiel stehen bleiben, ihn mußte aufs tiefste bewegen die schweren Nöte seiner Tage, der Verfall der Sitten, die Kämpfe der Rivalen und vor allem der jene Zeit tief erschütternde Streit zwischen Kaisertum und Popsttum, zwischen weltlicher und geistlicher Macht. So wurde er in seinen Straf- und Nüchternen zum flammend freitenden Vaterlandsfänger: „Der Walfser von der Vogelweide, swer des vergaes, der taet mir leide“, sang Hugo von Trimbere und sein Geringerer als Meister Gottfried von Straßburg hat ihn noch Meimar des Alten Tode die Führerschaft im Kreis der Dichter zuerkannt. Darum auch war er hochgeschätzt von seinen Kaisern, von Barbarossa bis zu dessen genialen Enkel Friedrich II. Und so bildet den Hochgefinnten auch der Maler des Codex Manesse nicht im Turnier oder Minnespiel, nein, in einsamer Größe, sitzend auf ragendem Fels in tiefem, sorgenvollem Sinnen. Aber seinen Felsen umspielen die lieblichsten Blüten! Wie sehr hat auch dieser Künstler bei aller Einfachheit und Einfach seiner Mittel die Liebenswürdigkeit und Erhabenheit dieses Mannes erfasst und ihn gezeichnet als den Sänger und Sorger um des Reiches Schönheit und Macht und Herrlichkeit!



Gefährliche Sanjagd



Ein Bad vor 600 Jahren



Liebe findet ihren Weg



Eine Seefahrt, die ist lustig

G. C. Busse:

Ueber den Weinbergen

Während das lockere Lichterpiel der Dämmerung weitgreifender weht, steige ich in Meersburg eine dunke Gasse hinauf. Im morgigen hohen Giebel eines alten Hauses habe ich seit Jahren die große, liebe Stube. Es steht nicht viel darin. Bett, Tisch, Schrank und ein hoher Ohrenstuhl am Fenster sind meine Diener. An der Wand hängt das Bücherbrett mit meinen Lieblingsdichtungen und neben dran der lieblichwogende Teib einer schönen Laute. Aus dem Fenster schaut man weit hin über den See, und weiter zurückweisend hängt der Blick an Giebel, Tor und Turm. Im zwielichten Gemach glauben Annetens Träume und Sehnsüchte an Erfüllung und Verleben! denn ich liebe die Dörfer alljährlich neu und tiefer.

Mein Anschlag liegt ausgeleert ehend am Boden. Bücher, Bilder, Büchsenblätter liegen in böser Unordnung an den umschließenden Wänden. Morgen wird's klargemacht. Heute brauche ich nur ihre Gesellschaft, damit die Wohnung beheimlichet aussehe, gleichviel wie, Meersburg träumt mit Zinnen und Zierat in die Nacht. Während ich überrollig schlendere, fühle ich wieder die selige Anmut meiner Angehörigen. Ich sehe in großen Säulen und schmuppere auch hier nach dem süßen Ruch des Apfelmostes. Dann betrete ich das Brücklein an der Burg und komme in die Mauern hinab in einen wunderwilden Vergangenen und heuge mich über eisernen Gefängnis zum Mährtrud hinunter.

Mährtrud, du großes, langsam schaukelndes, ehrwürdiges — Gefährt habe ich mich oft nach der Gewalt deiner Rufe. Stundenlang bog ich meinen Körper dir zu und war eingeklungen ins Riesenrad deiner Drehungen, drehte mich mit und erlauchte aus dem dumpfen Straußen und Stampfen deiner Kraft meine wirklichen Träume vom Wandern, Werden, Wurzen, Wachsen. Gleich wie der dünne, doch kräftig stützende Wasserfall dir zur Macht wird, die das Treibende zu deiner Vollendung hin ist, so empfinde ich jedesmal bei deinem Anblick meine Sehnsucht als den Strahl innerlicher Seligkeit.

Es ist einbringlich schön, wie sich die Seele entfalten möchte, losgelöst vom Körper, wenn ich nachts an deinem tiefen Bett sehe, du ringend — freies Kind.

Meersburg ist die Burg meiner nächsten Wallfahrten. Sie ruft voll der fernsten und nächsten Erlebnisse. Wie habe ich schon gebetet dort droben am Gang über den Weinbergen. Damals, vor zehn Jahren nach der langen Fieberkrankheit, wo sich viel in mir änderte, kläre ihre Macht über meine Gedanken, welche Erinnerungen alle blaß wurden. Ich hatte heiß gelitten und gestritten um mich selbst.

Aus dem Roman „Peter Brunnant“ von Hermann G. Busse, Paul W. Verlag, Leipzig.

August Winnig:

Königsberg wird frei!

Aus den Revolutionskämpfen 1919

Der Morgen begann zu grauen, als wir dem Fort so nahe waren, daß wir seine Umrisse erkennen konnten. Wir verhielten uns ganz still. Noch einmal gab Treischow dem Motor kräftigen Antrieb, dann schaltete er ihn aus, und unser Wagen rollte fast lautlos dahin. Rechts von uns fielen Schiffe, wir sahen das schwache Mündungsfeuer der Maschinengewehre, aber da senkte sich schon die Strahe in den tiefen Einschnitt, der zum Tore des Werks führte. Wir waren in Sicherheit. Doch beinahe wären wir gerade in diesem Augenblick noch beschossen worden. Drei Mann der Kommando sprangen hervor, riefen Halt! und schlugen die Gewehre auf uns an. Treischow rief: „Der Reichskommissar!“ Aber die Gewehre senkten sich nicht. Alle drei riefen hier den Leuten erregte Worte zu, aber sie hätten nichts gemüht, hätte sich Treischow nicht der Parole erinnert. Erst auf das Parolwort gingen die Gewehre zurück. Es hieß — Wetmar.

Drinnen ging ich sofort zu Ertorf, der mit dem Oberst v. Keller und dem Hauptmann Griese den kleinen Kasinostrahl füllte, der zur Gefechtsleitung hergerichtet war. Die Truppenleitung in Königsberg hatte Oberstleutnant v. Buch, der sich die Königshalle zum Standaquartier gewählt hatte. Mit ihm hatte man Drahtverbindung. So schlicht der kleine Raum erleuchtet war, so sah oder fühlte ich doch gleich bei meinem Eintritt, daß hier eine böse Nachricht auf mich wartete. Man hielt nicht lange mit mir zurück: die uns fest zugelegten Truppen aus dem Reich waren nicht eingetroffen. Morgens um zwei hätten sie in Pönarth, dem letzten Vorposten vor Königsberg, eintreffen sollen. Auf der rechtzeitigen Ankunft dieser dreitausend Mann beruhete der ganze Plan. Seine Ausführung war damit eingeleitet worden, daß man um die gleiche Stunde das große Munitionslager Pönarthstein und einige wichtige Fregelübergänge besetzt hatte. Um vier Uhr waren Gottschalk und einige Spartaistenführer festgenommen worden. Das Unternehmen hatte begonnen. Es jetzt anzufangen, mußte für Königsberg schlimme Folgen haben. Der Siebenerausch mußte jetzt, was ihm bevorstand. Man durfte nicht anhalten!

Nach Abzweigung der Truppen für Pönarthstein und die Fregelübergänge verblieben uns noch etwa vierhundert Mann. Die Matrosen waren uns vierfach überlegen. Wir mußten trotzdem angreifen! Aber die Entscheidung lag bei Ertorf, bei dem alten Soldaten von Südwest, den man „den Admer“ nannte.

Die schönste Stelle

Wir haben manche Bücher lieb gewonnen nur wegen einer Stelle. Sie hat sich uns besonders tief eingepreßt und begleitet uns überall hin. Wenn wir das Buch wieder zur Hand nehmen, so schlagen wir nur diese eine Stelle auf, lesen sie immer wieder, weil sie uns mehr gibt, als manches dicke Buch.

„Was wollen Sie tun?“ fragte ich ihn mit erzwungener Ruhe. „Wir greifen an“, sagte er. „So geschah, wie geplant war; nur eine Viertelstunde verzögerte sich der Angriff. Um dreiviertel sechs wurden vor allen Quartieren der Matrosen die Trommeln und Säberrall wurden die Matrosen aufgefordert, in einer Viertelstunde ohne Waffen draußen anzutreten.“

Die kleineren Besatzungen fügten sich ohne Widerstand und wurden zur Stadt hinaus nach dem Fort Stein geführt, wo sie einzwischen festgehalten wurden. Im Schlosse jedoch, wo der Siebenerausch sah, gab man der Aufforderung keine Folge. Bald läutete bei uns der Fernsprecher, es war ein Mann des Siebenerausches namens Sawowski, der Auskunft verlangte, ob die Entlassung von der Regierung angeordnet sei. Hauptmann Griese befragte es ihm, doch genigte das nicht, Sawowski wollte es von mir hören. Als ich ihm Auskunft gegeben hatte, wollte er wissen, welche Gründe die Regierung dazu bewogen hätten. Ich merkte die Absicht und sagte, ich sei bereit, ihm die

Gründe zu nennen, er solle aber seinen Leuten vorerst sagen, daß die ihnen gestellte Frist von 15 Minuten unabhängig von unserem Gespräch punkt sechs Uhr ablaufe. Die Leute müßten erst geweckt werden, meinte Sawowski; ich rief ihm zur Eile, denn die Frist würde unter keinen Umständen verlängert werden. Sawowski rief, der Siebenerausch müsse erst beraten. Ich rief zurück, das könne der Siebenerausch tun, nur müsse er sich darauf einrichten, daß um sechs Uhr, also in zehn Minuten, der erste Schuß falle. Da gab Sawowski seine Bemühungen auf.

Schlag 6 eröffnete ein am Schloßteich angelegtes Geschütz das Feuer. Was sich darauf im Schlosse abspielte, ist nie bekannt geworden. Es hieß, der Siebenerausch sei zum Widerstand entschlossen gewesen, und ein Teil der Matrosen habe sogar einen Ausfall gefordert, andere aber seien von den ersten zwei Kanonenschlägen so eingeschüchert worden, daß sie keinen Widerstand gebildet hätten. Jedenfalls kam es auch am Schloß zu keinem ernsthaften Kampfe, nur war es unserer kleinen Abteilung dort, die etwa 60 Mann zählte nicht möglich, alle Ausgänge

des Schloßes zu sperren, so daß von den 500 Matrosen ein guter Teil entkam. Um 8 erhielten wir die Meldung, daß das Schloß besetzt sei.

Damit war der Kampf entschieden. Ich war glücklich, daß er kein Menschenleben gefordert hatte, und ging hinaus auf die Wälle, um mit meiner Freude allein und im Freien zu sein. Von den Wällen sah ich die Stadt im bleichen Dunst des Morgens und stellte mir vor, wie sie ihre Befreiung aufnehmen würde. Jetzt würde sie sich noch verwundert die Augen reiben, aber bald würde es sich herumsprechen, und gegen Mittag würden die Ruinenansätze sie unterrichten, und sie würde sich freuen und zu ihrer Arbeit zurückkehren. Vor dem Gluck dieser Augenblicke wichen alle Schatten, die über dem Lande lagen, bis an den fernsten Saum, denn ich mußte, was das Gelingen unseres Unternehmens bedeutete: es war mehr als die Wiederherstellung der Ordnung, es war die Bewahrung der Provinz vor dem Unheil, das jenseits der Grenze als Rote Armee lauerte.

Aus dem Buch „Seimkehr“ von August Winnig, (S. 53), Hanseatische Verlagsanstalt, Hamburg.

G. W. Möller:

Das Wesen der Mütter

Es gibt zwei Arten von mütterlichem Verhalten. Die eine läßt sich nicht leicht ummerken, daß sie aus der reinsten Liebe handelt, sondern sie ist klug genug, ebenso zurückhaltend und sparsam mit dem Ausdruck ihres Lobes zu sein wie streng und unnachgiebig in ihrem Tadel. Sie vergißt sich nichts und am wenigsten in ihrem Anspruch auf die Achtung vor ihrer Hoheit. Sie läßt sich nicht dazu hinreißen, vor Zärtlichkeit blind zu werden und etwas zu tun oder hinzunehmen, was dem geliebten Gegenstande eher schadet als nützt. Sie erscheint uns spartanisch und oft nicht für jedermann verständlich, weil sie uns nicht gern einen Blick in ihre feinsten Gründe tun läßt, aber sie ist ihres Erfolges gewiß, und alle großen Söhne danken ihr die Erziehung zur Größe.

Die andere Art aber glaubt, niemals zärtlich genug sein zu können. Sie fürchtet beständig den Tadel der Zuschauer, selbst wenn ihr niemand zusieht. Sie vermeint, erst dann wahrhaft zu lieben, wenn sie allen Raunen, allen Zwischenfällen und allen Unarten gegenüber liebevoll bleibt. Sie hofft, durch die vollkommenste Demut ihre Liebe erst völlig erproben zu können und hat endlich nur den einen Beweis für sich, daß ihre Geduld durch keine Demütigung erschöpft, ihre Nachsicht durch keinen Schmerz verlegt und ihre Hingabe durch keine Dual zurückgeschreckt werden kann. Wenn die erste die Art jener Frauen ist, deren Blick mit der Gelassenheit der Königinnen groß und glücklich Geschlechter von Männern, Herrschern und Soldaten heranwachsen ließ, so ist die andere Art jener Mütter, deren Mutterhaftigkeit sich im beständigen Opfern verzehrt. Es sind die ewig Unglücklichen, denn sie können nicht glücklich sein, wenn sie nicht leiden. Sie sind zum Dienen geboren, und sie wären befristet, und wahrhaft zu Tode betrübt, wenn man ihnen zumuten wollte zu herrschen. Niemand genießt sie gleichsam ihr Martyrium und überbietet sich darin, es zu verschärfen. Sie sehen mit einem stetigen Schmerz ihre Söhne über sich hinwegwachsen, und statt ihnen zu beschließen, solange sie des besten Halts und der sicheren Hand bedürfen, nehmen sie noch die häßlichsten Unarten wie einen Befehl entgegen, der ihnen die Möglichkeit gibt, ihre grenzenlose Geduld zu bewähren. Von diesen Müttern entfamt alles Unheil in der Welt. Sind ihre Söhne durch ein gütiges Geschick mit guten Anlagen begabt, so lächeln sie über diese Mütterlichkeit; sind sie einseitig, so haben sie Mitleid mit ihr, haben sie aber ein ungebärdiges Wesen, wie es naturgemäß meist auf sein pflegt, so müssen sie ihr fluchen ...

Aus dem Roman „Das Schloß in Ungarn“ von G. W. Möller, Verlag Reichsdruckerei, Berlin.

Hanns Johst:

Erste Eindrücke in Stockholm

Hand aufs Herz, Zeitgenosse des 20. Jahrhunderts, was ist das Charakteristikum dieser schwedischen Revidenz?

Ich nahm diesen Appell meines schlechten Gewissens ernst und merkte, während meine Augen wie Flugzeuge ihre Kreise und Schleifen über der Stadt zogen, wie teuflisch schwer es ist, als flüchtiger Beobachter die Einmaligkeit von Konturen mit armen Worten einzuzeichnen.

Erliegt man der Scylla des Vergleichen nicht, so verfallt man sicher der Charybdis des Unterchiedes.

Der Sturm jagt eine Gardine von Schnee und Regen schräg vor die Stadt und läßt damit gnädig jeden Ausblick erfinden.

Aufatmend sage ich zum folgen und berechtigten Totalpatriotismus meines Begleiters: „Schade, daß man eigentlich nichts Rechtes sehen kann.“ Da weiß er mit einer Gomb, die elegant in schwedisches Leder gekleidet ist, wie ein Zauberer nach einer Stelle in der Tiefe, die ein Biered darstellt, und nennt sie das Schloß. Dann führt er ein besonders großes Massiv aus dem groten, träben Reformer und erzählt mir die Geschichte des Parlaments, das man eben noch erkennen konnte.

Ich sehe ein, daß er ein Seher sein muß, denn ich sehe klar immer nur seinen eleganten, schmieglamen Gombstuh.

Im übrigen begeistert mich jeder Mensch, der mir seine Heimat behutend und mit der Zärtlichkeit eines Verlobten zeigt. Es kint dabei immer in mir: „... der ich in tieferer Seele tren, wer die Heimat liebt wie du!“ Da mich Führungen gerne vergewaltigen, schendere ich am liebsten auf eigene Faust. Sollte ich dabei Wichtiges außer acht lassen, so ererbe ich doch das was ich sehe, zumindest auf meine Weise.

Früher besuchte ich immer die Wochenmärkte und die Friedhöfe. Auf den Friedhöfen lag ich, wer da gelebt hatte, und wie es um die Pflüge der Toten steht. Man sieht eine Stadt mit anderen Augen an, wenn man auf einem hühen Stein den Namen Ludwig Richter oder Weber oder Mörike liest ...

Die Wochenmärkte erzählen mir, was die Einwohner gern essen, und was das offene Land als Ertrag den Städtern zuführt. Jede Stadt hat eine spezielle Wurstart, ein eigenes Gemüse, eine besondere Art Brezeln oder Käse. Von diesen Dingen ach ich dann lächlig, bis ich mein Inneres an die Atmosphäre der neuen Umwelt adaptiert glaube. Schließlich ist man mit drei Wiener Schnitzeln im Leibe dem Verhältniß von Wien näher als mit drei Portionen Königsberger Klops.

Von dieser Naturalienmethode bin ich abgekommen. Teils war sie zu teuer, teils unbefriedigend. Der Magen und die Augen kamen zu oft in geradezu revolutionäre Gesensäge.

Jetzt stolpere ich ganz unbesangenen los und beobachte.

In Stockholm etwa schwimmen mir die Leute in Galoischen entgegen und steuern ihren behäbigen Gang mit den Segeln üppiger Regenschirme.

Besonders fallen mir im Straßenbild die älteren Herren auf. Sie haben rote gepflegte Gesichter, und wenn sie einander höflich begrüßen — man fühlt an dieser Zeremonie die Revidenz — leuchtet ihr dichtes Haar schneeweiß. In den blauen Augen zinkert eine genießerische Freude an französischen Rotweinen. Man möchte jedem auf die leicht amerikanisch gepolsterte Schulter klopfen, um ihm dann nach dem nächsten Lokal zu fragen, in dem man gut ist.

„Alter Schwede ...“ würde man ihn anprechen.

Aber man tut so etwas in der Fremde nicht. Und damit man sich gar nicht erst in Versuchung geführt fühlen kann, spricht jedes Volk seine eigene Sprache.

Und weil man die fremde Sprache nicht versteht, gebe ich in jedes Geschäft und ererbe eine Kleinigkeit. Es gibt nichts Lufigeres als die Reichenprache.

Bitte, gehen Sie einmal in ein Papiergeschäft und erleben Sie sich ein kleines Oktavheft. Aber nicht mögeln und triumphierend mit einer Anführerlinie vom Stadtbesitzer herauskommen! Nein, so lange gestillieren, bis Sie genau das überflüssige Oktavheft in der Hand halten, um das die Wette geht. Auch nicht große Geschäfte aufsuchen, in denen man alle Sprachen redet, nein, einen kleinen Laden, in dem die Schulfinder ihre Verseuge erheischen. Nichts ist schöner, als wenn bald hinter dem Identisch die kleine Stockholmer Kaberner errötet, sobald ich meine Zeichen mit den Händen unter ihren traurigen Blicken einstelle, um tief Atem zu holen. Aber welche Freude, wenn wir nach wie bis drei Stunden zufällig auf das Oktavheft stoßen. Wie wird diese Entdeckung eingepackt, als ob es unter gemeinames Fingelkind wäre.

Wir nehmen Abschied voneinander fürs Leben. Ja, wir erleben beide melancholisch, als wenn ein Schloaer dezent dazu sagte, daß wir fürs Leben Abschied voneinander nehmen müssen, obgleich wir uns nun doch am Ende gerade so gut verstanden haben ...

Meine Frau jammert immer, daß wir auf diese Weise unsere Reiseliste sinnlos plündern, denn sie teilt meine Schwäche. Und es geht uns wie Spielern, es bleibt nicht bei den Oktavheften.

Die fremden Städte haben es an sich. Du gehst in deiner Heimatstadt und du denkst nicht daran, plötzlich etwas Unnütziges zu kaufen. Die Schaufenster können nach deinem Fortemonnaie giren wie sie mögen.

Aber in einer fremden Stadt, gar im Ausland, ist das ganz etwas anderes. Pflüchlich interessiert dich jeder alte Kramladen, jeder Juwelier ist für dich da, Kücheneinrichtungen bringen dich nachtslang um den Schlaf, Autobestandteile scheinen dir tägliches Brot ... kurz, das Abenteuer hat dich am Schoß und wirbelt dich wildlos von Vordentlich zu Vordentlich, bis du atemlos nach deiner Rückfahrkarte tastest.

Nun, ganz soweit läßt es meine Hande nie kommen. Sie ist eine Nürnberggerin, und ich habe sie im Verdacht, daß sie es in ihren christlichen Stunden mit den Schoten hält.

Scheindar unvermittelt verweist sie mir meine Kavalkaden in die Romantik und äußert ihr Bedürfnis nach Museen.

Museen sind nämlich in allen Städten der Welt das Willkür.

Außerdem verbinden sie wohltemperierte Räume mit schönen Gegenständen die man nicht kaufen kann.

Ich folge ihrem Ruf.

In Museen gibt es nun freilich eine andere große Gefahr: Ich beneide dann immer die Städte, die Länder, die Museumsdirektoren, die Wärtter.

Und während ich äußerlich im Anblick eines Rembrandt verfunken schiene, überlegte ich meine Seele nachbords, daß ist die Schlagseite, die auf Kriminalromane abonniert ist wie man dieses Gemälde klauen könnte. Oder noch teuflischer: Ich lasse eine hundertprozentige Kopie malen, hänge die mit dem Gesichtsausdruck von Harald Klod auf und

trage unter dem Mantel das Original in mein Hotel ...

Die Leute haben ihren Rembrandt und ich meine.

Halt! Meine Betrachtung ist unbedingt in das Unflüchtige abgeglitten. Doch das liegt nicht an mir, das liegt im Wesen dieser prägnanten Museen. Geschäfter Besitz geht jedermann auf die Nerven. Um die Museen hat die ganze Antike gekämpft. Athen plünderte die Museen von Delos. Rom wurde von den Goten geplündert und Deutschland ... von den Schweden. Zwar sagt jedes Volk und seine Kulturgeschichte, sie hätten diese Kunstwerke vor dem Untergang bewahrt ... sie „accretet“ ...

„Danns!“ sagt zu solchem Betracht meine Hanne, „du bist frivol!“

Ich weiß nicht, was sie gegen diese Perspektive meiner weltgeschichtlichen Auffassung hat, aber sie wirft mir ihren strengen Blick aus.

Aus dem neuen Werk von Hanns Johst „Maste und Gestalt“, Verlag Albert Langen / Georg Müller, München.

Dolly Maria Höfner:

Das ist der Friede

Berthe quält sich mit ihren deutschen Aufgeben herum, als ich zu ihr komme. „Ich helfe ihr, bringe ein paar ungeschickte Ausdrücke in den Aufas, damit die Lehrerin nichts merkt.“

Dann gehen wir zusammen auf die Eplande.

„Bist du etwas, du bist so still?“ erkundigte sich meine Freundin.

Ich schüttle den Kopf. Berthe wird das alles noch viel weniger verstehen als ich. „Mein Onkel war bei uns und meinte, daß der Krieg jetzt bald zu Ende sei“, sage ich, nur um ein anderes Gespräch zu beginnen.

„Das sagt mein Vater auch“, entgegnete Berthe. „Und der weiß es aus ganz bestimmter Quelle.“

Ich kann meine Gedanken von dem vorher Erlebten noch nicht losreißen. Warum sind die großen Menschen nur so häßlich zueinander? Wie schön und friedlich könnte es auf der Welt sein, wenn die Menschen nicht immer wieder Haß und Streit erzeugten. Können sie denn nicht Frieden halten untereinander?

„Frieden“, sagt Berthe unvermittelt. „Kannst du dir darunter überhaupt etwas vorstellen, Jeanne?“

„Wie kommt du darauf, Berthe?“ frage ich, etwas verwirrt.

„Oh, bien, wir sprachen doch eben davon, daß der Krieg vielleicht bald vorüber ist“, meint sie. „Und ich denke eben so darüber nach, wie das alles sein wird, wenn erst wieder Friede ist.“

„Aber das ist doch einfach, Berthe. Vor allem kommen keine Flieger mehr. Das ist doch wunderbar, nicht? Und die Geschütze hören wir auch nicht mehr, weil — weil eben das alles zu Ende ist! Die Soldaten kehren in ihre Heimat zurück, da, wo jetzt Schützengräben sind, wird wieder Getreide gepflanzt oder auch Kartoffeln — und ein großes, großes Fest wird gefeiert. Berthe! Die Soldaten ziehen blumengeschmückt hier

ein, die Mutte wird läuten, wir singen, abends gibt es einen großartigen Fackelaug ...“

„Und natürlich haben wir Schulre!“, fällt Berthe begeistert ein. „Und tragen alle weiße Kleider, und Mama muß mir die Haare breunen ...“

Sie schweigt, überwältigt von solchen Zukunftsaussichten.

Ich lehne mich weit zurück, sehe den blauen Himmel über mir, verfolge den Flug der kleinen weißen Vögel. Sie segeln eifrig, einander jagend und übergehend, in wechsellager Richtung über den St. Quentin. „Du dann hat das auch ein Ende mit die Lebensmittelkarten!“ Berthe schnalzt vergnügt mit der Zunge. „Ma fille, dann gibt es wieder Butter und Weißbrot und Wein ...“

Sie verlinkt aufs neue in einen Zustand genießerischen Begagens.

„Mein Vater sagt, er trinke sich ein richtiger Mauseh an, wenn es mal so weit ist“, fährt sie fort. „Drei Tage lang nur Rotwein. Und wissendurch wird wieder gegeben, gestratene Fäden und Pommes frittes und hinterher Schlagafne ...“

„Hör auf, du! Mir wird es bald zu viel. Ich bekomme ja Magenkrämpfe, wenn du so redest. Ah, Berthe, und wer weiß, ob das alles einmal wahr wird. Ich kann es gar nicht glauben. Vorläufig haben wir immer noch den Krieg und die Flieger und das alles. Hör nur ...“

Wie ein fernes Gewitter dröhnt es dort drüben an der Front, jenseits des Morletales.

Wir laufen einen Augenblick, ergehen uns dann in Vermutungen, ob die Flieger wohl heute noch vor Nacht kämen, oder ob sie am Ende gar ausblieben?

„Vielleicht ist doch schon Friede, du!“ Berthe kneift mich übermäßig in den Arm. „Voh auf, gleich wird die Mutte läuten ...“

Aus dem Roman „Der Weg in die Heimat“ von Dolly Maria Höfner, Zentralverlag KOSMOS, Franz Eder Nachf., München.

# Der lachende Tor

Zu einem kommenden deutschen „Märchenfilm“ / Von B. Krüger

Sehen wir ruhig ein, der deutsche Film zeigt auch in seinen vorliegenden Arbeitsplänen ein Gesicht, das sich nur wenig vom alten unterscheidet. Frau und Frau, Zirkus und heiterer Unterhaltungsfilm, das ist — cum grano salis — das Versprochene. An den Fingern zu zählen sind die wenigen Ausnahmen, die künstlerischen Anregungen des Auslandes (O. meine „Junge Liebe“) sind nur wenig beachtet worden. Und voller Erwartung sieht der Filminteressierte dem angekündigten Delta-Film „Hans im Glück“ entgegen, der in diesen Tagen fertig gedreht sein wird.

„Hans im Glück“ — also ein Märchenfilm. Die Hersteller wehren sich gegen diese Bezeichnung, die ihnen zu nichtigend erscheint. Sie haben mit ihrem Film mehr erreichen wollen, sie haben die Arbeit von langen Jahren nicht in eine Sache münden lassen wollen, die durch das vorbelastete Wort Märchenfilm unmöglich zu erfassen ist. Märchenfilm — das haben wir schon gesehen. Volkspopulär geht durch den Wald, ein schrecklicher Wolf frisst die rutzige Großmama, und erst der grüne Jägermann entscheidet zum Schluss für das Gute und gegen das böse Prinzip. Märchenfilm — das war meist eine mediokre Angelegenheit, die für

sich für „volksbildend“ erklärt werden kann, ein Filmchen, das einen Kulturfilm ersparen könnte. So mit diesen Überlegungen etwa lehnte man Jahre lang einen Film ab, der nun doch zustande kommen wird.

Noch stehen auf dem Neubabelsberger Aufnahmegelände der Ufa die mächtigen Bauten für diesen Film. Ein mittelalterliches Ständehaus von 20 Metern Höhe ist hier errichtet worden, dazu ein Marktplatz, ein Stadttor, eine Gasse, ein Brunnenplatz

führt, dessen Züge ihm schön und liebenswert erscheinen. Aber die Heimat lockt und Hans zieht weiter. Landsknechte ziehen ihre Straße, ihr „schwarzer Fährriß“ lockt die Dukaten aus Hansens Tasche und gibt ihm dafür das Pferd. Hans reitet das Pferd und wird abgeworfen, hinein in einen Teich. Er träumt von Nixen, die ihn anlachen, sogar die Frösche quaken belustigt über sein Mißgeschick, doch die schönste Nixe hat das Gesicht der Kuchmagd aus dem Walde.



Hans (Erwin Vinder), die Wirtin (Vola Glud) und der Krämer (Studolf Platte) in einer Szene des Films „Hans im Glück“ Aufnahmen: Delta-Film



Erwin Vinder als „Hans im Glück“

Nachmittagsvorstellungen eben noch geeignet erschien, die man recht kindlich für Kinder zurecht bastelte. Und erst Votte Reiniger mit ihren Silhouetten hob den deutschen Märchenfilm auf eine höhere Stufe, während gleichzeitig die Amerikaner nach der farbigen Seite hin ausbrachen, die wir im „Rattenfänger von Hameln“ und den Weißnachtsfilmen gründlich kennen lernen.

Jetzt nehmen sich deutsche Produzenten eines Märchenthemas an. Grimms „Hans im Glück“ erschien ihnen recht. Seit mehr als sechs Jahren haben die beiden Filmarchitekten Herlitz und Roehrig ihren Film vorbereitet, für den sich früher niemand interessierte. Was konnte das schon sein, Hans im Glück? Vielleicht ein Kuratorfilm, der mit geringen Kosten gedreht und schließ-

und vieles andere mehr. Große Fahrgerüste für die Kamera stehen daneben, die Kamera ist hier noch einmal so „entfesselt“ worden, wie es sich mancher schon lange wünschte. Vom Architektonischen, vom geschichtlichen Echten ist an dem kommenden Film nichts veräußert worden, wie steht es aber mit der geistigen Dinnie?

Wenn das Märchen vom Hans im Glück je einen Sinn hatte, dann nur den, daß Gold, Pferd, Kuh, Hans und Schleifstein nicht bestehen können vor dem glücklichen Gefühl, in der Heimat zu sein. Der Hans kehrt bettelarm in sein Dorf zurück, zum Herzen der Mutter, die ihn auch ohne Goldklumpen und Pferd ihren liebsten Sohn nennen wird. Mit dieser Deutung allein hätte sich schon ein Film machen lassen können, aber die Hersteller wollten noch weiter gehen. Indem sie den Stoff bewußt ins Dürerische Mittelalter stellen, ihm rauhe Landschaften, Wirtshausknechten und eine junge Liebe beigeben, erweiterten sie das simple Märchen zu einem bunten Gemälde voller Licht und Schatten, zu einem märchenhaften Aufsatz des mittelalterlichen deutschen Menschen.

Hans geht als abgeladener Müllerburke zurück in die Heimat, seine Dukaten wohlgepackt im Sack. Er wandert allein durch einen tiefen Wald, in dem die Wassernebel des Sommergewitters kochen. Eine Kuhherde begegnet ihm, die ein junges Mädchen

Wieder tauscht Hans, das Pferd wird zur Kuh. Hans liegt im Straßengraben und träumt in den Himmel, da kommt ein Hochzeitszug vorüber. Die Braut hat die Züge des Mädchens aus dem Walde. Hans kommt in die Stadt, und im Markttreiben erscheint ihm noch einmal das Bild dieses Kindes. Hans, Hans und Schleifstein sind längst hinüber, Hans steht armelig neben dem Tisch der tausenden Landsknechte, die mit seinen Dukaten prahlen, er ist schließlich froh, als Schankbursche unterzukommen. Nach allem Wirr und Warr erringt er zum Ende die Braut und bringt sie zu den Eltern. Was Sauf und Kauf, was Geld und Rußm — Herz und Heimat machen diese Dinge entbehrlich. So sagt der Film.

Die Verfilmung dieses erweiterten Grimmschen Märchentemas barg die Gefahr einer unerträglichen Sentimentalität, die von den Autoren gleich erkannt wurde. Sie setzten das Wort so sparsam wie möglich ein und gaben der Kamera die größten Aufgaben. Fast neunzig Prozent des ganzen Films spielen sich außerhalb der Mauerwände ab, eine alte Forderung wurde hier im Uebermaß erfüllt. Die Aufnahmen führen nach Rotenburg, Rimburg, Schwedt und überhaupt nach allen Stellen des Mittelalters in Badstube oder Fachwerk schlüß.

Und sie gingen noch einen andern wichtigen Schritt — sie verzichteten auf die abgestem-



Georgia Lind in der weiblichen Hauptrolle

pelte Schönheit unserer heutigen Stars. Vom Mannheimer Nationaltheater kam Erwin Vinder, ein jüngerer Schauspieler bester Schule, dessen Gesicht nicht in die übliche Schablone passen würde, das aber im Rahmen dieses „Märchenfilms“ eine Entdeckung sein wird. Die Darstellerin des Mädchens ist Georgia Holl, die eben irgendwo die Theaterkurse absolviert hat und ein begeistertes achtzehnjähriges Herz neben einem starken Talent in die Waagschale zu werfen hat.

Der „Märchenfilm“ vom „Hans im Glück“ ist noch in der Wahl seiner Hauptdarsteller ein Experiment, das große Verantwortung auf junge Schultern lege. Sechs Jahre lang haben Herlitz und Roehrig zusammen und machten sich Gedanken über ihren Film, mit dem sie einmal die Welt überraschen wollten. Sie fertigten Skizzen an zu Szenen, die anderswo aus dem Handgelenk geschüttelt werden. Sie feilten das Drehbuch zu lechtem Schluß und schufen Entwürfe zu eingekreuten Trickaufnahmen, die das einfache Thema märchenhaft machen sollten.

Sieien wir noch einmal offen — der Film ist ein Wagnis. Wir hatten noch keinen Film dieser Art, vielleicht sind hier nur die „Nebenlungen“ zu nennen, die einen ähnlichen Weg gehen wollten. „Hans im Glück“ wagt sich an die Darstellung des deutschen Menschen aus dem Mittelalter. Eine Art Michel soll aufstehen, eine Figur, die von Feinden und Mißgünstigen belächelt und manchmal auch verachtet wird, die aber in tausend Gestalten (bis zu Eisenherz's Tangenichts) immer wieder ihre romantische Verklärung gefunden hat.

Herlitz und Roehrig werden mit diesem Film eine Verantwortung tragen müssen, die ungeheuer ist. Sie denken an die Schaffung eigen deutlicher Filme, ihre Arbeiten haben über „Hans im Glück“ hinaus den Sinn:

Die René Clair's Filme auf den ersten Blick als Franzosen, Pudowkin und die andere als Russen und Cecil B. de Mille und überhaupt Hollywood-Arbeiten als eigen amerikanisch erkannt werden, so soll auch der deutsche Film sofort erkannt werden. Er soll sein eigenes Gesicht erhalten, und daneben bleibt dann aber noch die größere Aufgabe für uns und alle andern, die unseres Willens sind, dieses Gesicht künstlerisch so zu gestalten, daß es eine ganze Welt begeistert.

## Film und Buch

Von Erich Engel

Immer wieder wird der Filmregisseur nicht nur einen eigens für einen Film geschriebenen Stoff gefolgt, sondern auch gern auf literarische Werke zurückgegriffen, mit anderen Worten also Romane, Lebensbeschreibungen, Abenteuer-Erzählungen, Legenden, Bühnenstücke und dergleichen zur filmischen Gestaltung heranzuziehen.

Ein der Hauptgründe hierfür ist m. E. damit gegeben, daß man durch die leider immer noch zu begrenzte Zeit der Filmvorbereitungen sich den Vorteil nicht entgehen lassen will, der darin liegt, einen bereits gestalteten Stoff zu benutzen. Unabhängig davon mag natürlich auch der große Anreiz, der nun einem zur Verfilmung eines Romans oder eines Bühnenstückes wirbt, besonders verlockend sein. Hingzu kommt weiter, daß durch die Verfilmung eines literarischen Werkes breiten Kreisen die Möglichkeit gegeben wird, sich mit dem betreffenden Werk eher auseinanderzusetzen, als es vielleicht durch die Buch-Veranschaulichung geschehen kann. Daß neben dieser kulturell bedeutungsvollen Tatsache und der besonderen Betonung der innigen Verbundenheit von Film und Buch die Verfilmung literarischer Erzeugnisse sehr oft aus geschäftlichen Erwägungen erfolgen kann, sei, menschlich verständlich, noch nebenher erwähnt. Man muß zugeben, daß die Abfahrmöglichkeit eines Films natürlich von vornherein eher gewöhnlicher ist, wenn das Film-Vorhaben sich einen bekannten Buch-Erfolg zunutze machen kann.

Die Grenzen, die ja auch dem Film, sei es durch die Technik oder andere Gegebenheiten, gesetzt sind, lassen naturgemäß nicht einfach jedes literarische Werk verfilmen. Man wird deshalb verstehen können, daß alle Werke, deren Wert in der funktvollen Auseinandersetzung von feinsten Vorgängen beruht, von vornherein für die filmische Behandlung ausscheiden müssen. Der wichtigste Gesichtspunkt für eine Verfilmung ist der, daß die Gehalten eines Buches ihr Wesen möglichst reiflos in Handlungen ausdrücken müssen. Wenn auch ein großer Teil wertvoller Dichtungen für den Film ausscheidet, so sind damit doch nicht alle dichterischen Höchstleistungen für eine Verfilmung verloren. Ich möchte sogar im Gegenteil sagen, daß, je höher eine Dichtung steht, je umso gegenständlicher und faßbarer für den Film ist.

Wer eine wertvolle literarische Leistung ins Filmische umzusetzen vermag, nimmt eine große Verantwortung auf sich. Es ist bedauerlich, wenn die Gestalten einer dichterischen Phantasie, die in der Vorstellung der Betrachter bereits ein gewisses Eigenleben entfaltet haben, durch eine schlechte Verfilmung an Fülle, Weite und Vielschichtigkeit einbüßen. Die Treue des Nachschaffenden zum ursprünglichen Werk wird sich auch hier zu bewähren haben!

In diesem „Wettkampf“, wie ich es ausdrücken möchte, den der Filmregisseur mit dem Buch auszutragen hat, ist gerade der dem literarischen Stoff am treuesten dienende Regisseur insofern stark benachteiligt, da er in jeder Sekunde auch dort die Plastik der Gestalt aufrecht erhalten muß, wo der Dichter die Möglichkeit hat, durch epische Ausschweifung und Schilderung von Innenvorgängen gewisse Gestaltungsflächen zu verbergen. Die Hauptaufgabe des Filmregisseurs in diesem Falle heißt also, auf eine Formel gebracht: Uebersetzung von unsichtbaren feinsten Vorgängen in Mimik und Gestik!

Ich glaube, daß man mit der Anerkennung dieses Satzes gleichzeitig die Frage „Dialog-Film oder nicht?“, die sich insbesondere nach der Verfilmung von „Pygmalion“ erhob, beantworten kann. Die Gegner des Dialog-Films stellen sich mit Recht auf den Standpunkt, daß im Film das Optische die Hauptsache sei. Man muß aber zu erwägen geben, ob nicht dieser berechtigten Forderung nach dem Optischen auch im Dialog-Film voll entsprochen werden kann. Es ist meiner Meinung nach eine durchaus filmgerechte Lösung, wenn es gelingt, durch das optische Mittel des menschlichen Ausdrucks eine feinsten Verfassung sichtbar zu machen.

Es muß zugegeben werden, daß dieser Forderung im Dialog-Film durchaus nicht immer entsprochen wird; denn es erfordert für Darsteller und Regisseur ein überdurchschnittliches Maß von Werttreue und Phantasie, sich nicht auf die Wirkung des mitgeteilten Dialogs zu verlassen, sondern die optische Gestaltung menschlicher Seelenverfassungen in den Vordergrund zu stellen.

Film und Buch, beide von dem Wunsch getragen, besondere Kulturwerte zu vermitteln, werden sich in gewissen Grenzen räumlich gegenseitig beeinflussen und besondere Auswirkungen haben. Nachschaffende Gestaltung und Ausbeutung eines Buches durch den Film werden nur dann besondere Werte vermitteln können, wenn sie hingebungsvooll bemüht sind, in Treue dem gegebenen Vorwurf unter Berücksichtigung der filmischen Geseße zu dienen!



Der schwarze Fährriß, die Wirtin und die Landsknechte



„Hans im Glück“ und die Wirtin (Vola Glud.)

# Jahrgang 1914 rückt ein!

Ein Wort der Mahnung zur bevorstehenden Rekruteneinstellung.  
Von Hauptmann Gaid

Es wird ein im Leben der deutschen Nation ewig denkwürdiger Moment sein, wenn sich in den letzten Tagen des Monats Oktober überall in Deutschland die Kaiserentore öffnen, um den ersten Jahrgang ausgemusterter, wehrfähiger Rekruten einzulassen. Es wird der Tag sein, an dem sich des Führers fühner Entschluß vom 16. März 1935 am einschneidendsten auswirkt, denn die da kommen, erfüllen ihre Wehrpflicht, mit deren Erfüllung die deutsche Nation ihre Wehrfreiheit wiedergibt. Nichts könnte mehr die unbedingte Notwendigkeit dieser wiedergewonnenen Freiheit unterstreichen und damit die Bedeutung dieses Tages besonders hervorheben, als die gegenwärtige Weltlage. Krieg und kriegerische Verwicklungen schaffen eine unruhige Atmo-

Soldaten mit freudigem Stolz erfüllen. Es wird ihm aber auch Ansporn sein, dem leuchtenden Vorbild seiner Kameraden, die ihre Treue mit ihrem Blut bezeugten, nachzueifern, um ihrer, wenn es notwendig sein sollte, würdig zu sein. Mit der Einführung der Wehrpflicht verknüpft sich in der deutschen Wehrmacht am klarsten der Gedanke der Volksgemeinschaft. Es muß dabei auch an dieser Stelle wieder betont werden, was allzuleicht übersehen wird, daß sie — die Volksgemeinschaft — auch schon sehr ausgeprägt im alten Heer bestand — anhaltende, heute durch das neue Wehrgesetz ausgemerkte Mängel wiegen nicht schwer hätte sie nicht bestanden — wie hätten ohne sie Deutschlands Söhne im Weltkrieg in 4½ Jahren unbesiegt bestehen können?



Im „Spind“ muß alles seinen Platz finden, was der Soldat braucht

Erziehungswelt im sozialistischen Sinne und erfüllt damit innerhalb der Wehrmacht eine der Forderungen des nationalsozialistischen Programmes. Die Ansicht also, der man noch hier und dort begegnet, Soldatentum und sozialistisches Denken seien unvereinbar, ist unbegründet und kann nur aus vollkommener Unkenntnis der Sache herrühren.

Vielleicht aber spürt dieser Gedanke hier und dort deshalb, weil man, unter Umständen sogar mit Absicht, in das Verhältnis des Vorgesetzten zum Untergebenen etwas anderes hineinsetzt, als es tatsächlich der Fall ist. Wir berühren hier gerade im Hinblick auf die kommende Einstellung ein sehr wichtiges Kapitel. Und wir wollen es klar und deutlich sagen, daß die, die in diesem Verhältnis eine ihnen unüberbrückbar scheinende Kluft sehen oder sehen wollen, im Unrecht sind. Wäßen wir noch einmal auf die Schlachtfelder des Weltkrieges zurückzukehren und an unzähligen Beispielen sehen, wie dort im Granatfeuer des Offiziers, Unteroffiziers und Mannes bei aller nur einmal unerlässlichen Disziplin doch immer Kameraden waren, die im anderen in erster Linie den Menschen und dann erst den Untergebenen oder Vorgesetzten sahen? Wir brauchen diese Beweisführung nicht mehr, denn in dieser Frontkameradschaft ist ja das Werk des Führers! Wichtig aber zu sagen, daß der junge Soldat von Anfang an davon durchdrungen sein muß, daß die Ausbildung, daß Disziplin und Gehorsam einen gewissen Abstand vom Vorgesetzten zum Untergebenen verlangen, soll nicht die



sphäre; niemand weiß, was aus ihr entstehen mag. Welche unabsehbaren Folgen könnten unter Umständen für Deutschland hieraus erwachsen, wenn es weiter nach dem Verlauff „Vertrag“ ein wehrloses Volk ohne auch nur die wichtigsten Verteidigungswaffen geblieben wäre! Umso stärker ist in uns allen, insbesondere in uns Soldaten, das Gefühl der Dankbarkeit dem Führer gegenüber, der mit seiner Tat Deutschland endlich wieder als gleichberechtigtes Volk an den ihm gebührenden Platz gestellt hat.

Es ist so der Schutz der Heimat wieder der eigenen Kraft, dem ganzen Volk anvertraut, so ist damit dem jungen Deutschen, der wehrfähig und wehrwürdig ist, eine hohe sittliche Pflicht auferlegt. Deutschlands Jugend geht nunmehr wieder durch die harte Schule des Soldaten, von der Adolf Hitler selber im Blick auf die Verdienste der alten Armee um Deutschland sagte, daß ihr alles zu verdanken sei. An diese beiden Punkte soll der junge Soldat denken, wenn er den nüchternen Boden des Kasernenhofes betritt. Hier ist nun für ein Jahr seine Welt, seine Heimat. Auf Geduld und Verdrerb mit seinen Stubenkameraden verbunden, muß er sich bereitwillig einfügen in die Kameradschaft, die von jeder eine der schönsten Tugenden des deutschen Soldaten war und deren letzte Auswirkungen sich damals zeigten, als es galt in Not und Tod füreinander einzustehen. Diese Pflicht, die ein großes Maß von Selbstdisziplin und freiwilliger Unterordnung verlangt, möge sich der Rekrut stets vor Augen halten, jetzt wo er die Kaserne betritt und später, wenn er sie nach Beendigung seiner Dienstzeit wieder verläßt.

Soldatenhandwerk ist hart. Manneszucht und Disziplin sind seine Grundlagen. Das erfordert in der kurzen Dienstzeit kräftige Anspannung von Körper und Geist. Es wird manche Stunde der Schwäche kommen, die alle guten Vorsätze über den Haufen zu werfen droht. Dann gilt es, wie Richterhofen sagte, den „inneren Schweinehund“ zu bekämpfen und die Anwendung mit zusammengebissenen Zähnen zu überwinden. Wer es einmal tat, hat viel gewonnen, denn er weiß nun, daß mit Energie und eisernem Willen auch große körperliche und seelische Anstrengungen und Schwierigkeiten zu überwinden sind; das gibt Selbstvertrauen und Kraft, das schafft ganze Männer, wie wir sie brauchen. Noch ist keiner als Meister vom Himmel gefallen. Vieles wird in der vorangehenden Zeit im Arbeitsdienst, in der SA und SS geübt und gelernt; diese sportliche Ausbildung, vor allem aber die Erziehung zu Disziplin und Kameradschaft ist gut und schafft eine geeignete Grundlage für den Dienst im grauen Rock. Auf ihr aber beginnt nun erst die eigentliche militärische Ausbildung, die nur in der Kompanie, Batterie und Schwadron, sonst nirgends erfüllt werden kann. Mit ihr beginnt an dem Tag, an dem der Rekrut zum erstenmal in Reich und Glied angetreten ist, für ihn der ehrenvollste Dienst — Waffenträger der Nation sein zu dürfen. Das Bewußtsein, zum Schutz von Volk und Heimat Waffendienst leisten zu dürfen und damit ein Recht auszuüben, das in allen Zeiten immer für den Deutschen als eine besondere Auszeichnung galt, wird den jungen



Dreimal Kasernehof: Oben: Gelegentlich muß der Soldat sein! / Mitte: Gewehrgriffe klopfen! / Unten: Rekruten lernen marschieren

Heute aber — und das ist freilich ein großer Unterschied gegen früher — kommt der junge Soldat in einheitlichem politischem Denken und Handeln erzogen, und heute ist er nach Ableistung seiner Dienstpflicht und Rückkehr in seinen Beruf nicht mehr wie früher ein Objekt der Parteien, sondern ein Glied des geeinten Volkes. So wird gerade die Soldatenseit auch für den immer tieferen Ausbau der Volksgemeinschaft und für das wirkliche innere, nicht nur oberflächliche Kennenlernen zu ihr bedeutende, reiche Früchte tragende Arbeit leisten. Daran mag der Student denken, der seine „Rolle“ neben dem Bergarbeiter stehen hat, und das mag sich der Bauernjunge überlegen, der im Glied neben dem jungen Kaufmann steht und die mögen sich alle vier gegenseitig versprechen und achten lernen. Dieses Gemeinschaftsleben des Soldaten — wir wollen das nicht vergessen, wenn wir an den ersten Jahrgang Rekruten denken — ist, wenn auch die vorangehende Arbeitsdienstpflicht, vorbildliche

Manneszucht und der Dienst darunter leiden und der seelgestaltete Bau des deutschen Heeres dadurch Schaden nehmen. Auch an die Befehlsprache, die knapp, klar und scharf ist — wie es der Dienst erfordert, muß sich der junge Soldat gewöhnen. Für lange Reden oder schwungvolle Sätze ist kein Platz! Wenn im Dienst ein scharfer Wind weht, der manchmal zunächst etwas sonderbar vorformen mag, so ist andererseits der Vorgesetzte, angefangen beim Korporalschaftsführer, vornehmlich aber der Kompaniechef, stets auch der Kamerad. So war es früher, so war es im Krieg und so ist es heute. Gerade der junge Soldat wird bei ihm stets Rat und Hilfe finden, wo er sie braucht. Für Zimperlichkeiten freilich bleiben die Ohren verschlossen. Aber wo eine Bitte, ein Wunsch oder auch eine Klage berechtigt sind — da kann der junge Soldat unbedingt mit Verständnis rechnen. So möge sich denn der Jahrgang 1914 und mit ihm die einrückenden Freiwilligen der wiedererlangten Wehrfreiheit würdig erweisen!

# Oswald Boelde

der große deutsche Kampfflieger  
Zur Wiederkehr seines Todestages  
am 28. Oktober

Aus einer alten märkischen Lehrersfamilie mit 6 Kindern kommend wurde der spätere Fliegeroberhauptmann Boelde am 19. Mai 1891 als 4. Kind seiner Eltern geboren. Er hatte eine Schwester und vier Brüder. Zur Zeit des Krieges wohnte sein Vater, der lange Jahre eine deutsche Schule in Südamerika leitete, in Dessau. Seine Jugend verließ im Rahmen der ruhigen Friedenszeiten normal. Er war ein mittelmäßiger Schüler, großer Turner und Schwimmer, ein zu allen Streichen stets aufgelegter Junge. Dem Zuge seines Herzens folgend, durfte er die Offizierslaufbahn einschlagen, so daß er ins Kadettenkorps eintrat. Als Fähnrich kam er ins Telegraphenbataillon nach Koblenz. Als Leutnant ging er einige Monate vor Kriegsausbruch zu den Fliegern und schulte in Halberstadt und Darmstadt. Bei Kriegsausbruch war er gerade mit dem Pilotenexamen fertig und kam in die Gegend von Metz als junger Leutnant und Flugzeugführer. So kam er zunächst in eine Aufklärungsfliegerabteilung bei Verdun, in welcher sein älterer Bruder Wilhelm Boelde als Oberleutnant und Fliegerbeobachter wirkte. Zusammen mit seinem Bruder, der den jungen Flieger stark unter seinen persönlichen Schutz und Erfahrungen nahm, wurde er bald bekannt und vielfach beneidet in Fliegereisen. Beim 6. Abflughelfer erhielt er, nachdem er bereits zum Oberleutnant befördert war, den Hohenzollern-Orden, welchem beim 10. Abflughelfer die höchste Kriegsorden, „Pour le mérite“ folgte. Als Staffelführer der ersten Kampfstaffel wurde er 1916 mit 25. Lebensjahren Hauptmann. Bei seinem Tode hatte er gerade seinen vierzigsten Geburtstag vollendet.

Boelde flog 1915 den ersten an die Front gekommenen Fockerschwimmer als „Angriffler“ gegen den Feind. Bisher waren nur die Arbeitsmaschinen (B- und C-Maschinen) an der Front, die nicht zum Angriff, wohl aber zur Aufklärung und evtl. Verteidigung bestimmt waren. Mit diesem neuartigen Kampfflugzeug mit eingebautem Maschinengewehr, das durch den Propeller geschoben und nunmehr von Erfolg zu Erfolg, die Maschine war sehr wendig und vor allem feigfähig, so daß er über den Gegner in damals nicht bekannter Schnelligkeit kommen konnte. Seine bei diesen Luftkämpfen als Alleingänger gewonnenen Erfahrungen und Taktik wurde für die Arbeitsmethode aller später aufgestellten Kampffliegerverbände im Weltkrieg grundlegend. Der Geist im Angriff und das gute Vorbild des Altkämpfers hat alle später bekannt und erfolgreich gewordenen Kampfflieger beeinflusst. Sein bedeutendster Schüler war 1915 Leutnant Jommann, der mit ihm Oberleutnant und auch Träger des Ordens „Pour le mérite“ wurde. Unerhörtes hat er für die Bedeutung des deutschen Flugwesens an der Westfront schon 1915 geleistet. Um seine Erfahrungen zu erhalten für die anwachsende deutsche Fliegergeneration an der Front schickte man ihn 1916 in Urlaub nach dem Oden. In seiner Abwesenheit während der großen Sommer-Schlacht merkte man die Schwäche der Luftwaffe. Die Kritik der Sommerschlacht lautete: „Alles Kämpfen auf der Erde ist abhängig vom Kampf und der Herrschaft der Luft“.

Zurückgekehrt mit einigen Fliegern, die er im Osten sich aufgetan hatte mit klarem Blick, begann durch Schaffung der ersten Kampf-Einstufigen eine neue Ära. Durch seine Flugkunst, Beherrschung der Taktik des Luftkampfes, vorbildliche, ruhige, aber fest entschlossene Persönlichkeit war er zum Führer einer Kampfeinheit von vielen gleichartigen Angriffslflugzeugen wie geschaffen. So wurde er Hauptmann und Staffelführer und als solcher bildete er höchst persönlich seine selbst gehaltenen Männer zu einer Einheit aus von noch nie dagewesener Stokraft und wurde Vorbild aller späteren Kampfflieger-Staffeln. So wuchs er hinaus über die Aufgabe eines Staffelführers und wurde der Vorkämpfer der deutschen Jagdflieger im organisierten Zusammenwirken. Jeder Angriff im Verbande war genau in der Methodik, gepaart mit fähigem Wagemut. Es gab kein blindes Draufgängertum. Bei weiser Wägung zeichnete sich die Boeldesche Kampfstaffel stets aus durch fähiges, hartnäckiges, kaltblütiges Anzuehen in strenger Disziplin, was den Männern der Schützengraben und Batteriestellungen helle Freude unten machte.

Seine Laufbahn erreichte früh ihr Ende. Er befand sich am 28. Oktober 1916 zusammen mit seinem engsten Freunde und Kameraden, Leutnant der Reserve, Böhme, im Luftkampf gegen ein paar Engländer, als plötzlich sein Flugzeug dasjenige von Leutnant Böhme leicht streifte. Beide Maschinen mußten zur Erde. Hauptmann Boelde trübte ab und konnte die am Traggedel ausgehängte Maschine nicht mehr fangen. Die andere deutsche Maschine landete mit abgerissem Fahrgestell mit Ueberschlag im Heimatsfeld der Boeldeschen. Der Führer war nicht mehr...

Unbesiegt ist er demnach gefallen. Er wurde nach erhebenden Feiern nach Deutschland gebracht und in seiner Heimatstadt Dessau mit allen militärischen Ehren begraben.

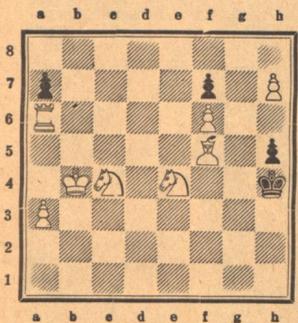
Wohl war der Meister von den Fliegern gegangen, aber sein Aufbaueifer im Jagdflugwesen und sein Geist als Führer ist geblieben. Sein vom Oden mitgebrachter Schüler, Leutnant Freiherr Manfred von Richterhofen, der beim 20. Luftflieger-Regiment in die Staffel eintrat und bei dessen Tode bereits neben ihm 7 Abschüsse hatte, war einer der bedeutendsten Träger seiner Ideen und Eigenschaften. Seine Staffelfreunde haben das Erbe wahrhaftig würdig angetreten und weitergeführt. Möge der Geist und die Gestalt des jungen Helden, der im Dienste des Vaterlandes zum Helden gereift ist, zumal die heutige deutsche Jugend begegnen, es ihm nachzumachen. Möge jeder Flieger-Jungmann sich zum Ziele leben: „Auch ich will dereinst ein Boelde werden.“ Ga.



# Schach

Folge 48 — 27. Oktober 1935

Problem Nr. 48  
A. Berlinghoff, Karlsruhe  
Urdruck



Matt in 4 Zügen.

Nach längerer Zeit bringen wir wieder einen 4-Züger. Wir hoffen, daß die hohe Zügezahl unsere Leser nicht abschreckt. Es ist klar, daß die bestehende Pattstellung aufgehoben werden muß.

Mjeschin kombiniert

4. Wettkampfpartie

Grünfeldverteidigung

- |           |           |           |           |
|-----------|-----------|-----------|-----------|
| 1. b2-d4  | 23. e8-f4 | 24. e7-g7 | 25. f8-c8 |
| 2. c2-c4  | 24. f1-d2 | 25. f8-c8 | 26. e5-c5 |
| 3. e1-c3  | 25. d8-c5 | 26. f4-b8 | 27. d6-e7 |
| 4. d1-b3  | 26. f4-b8 | 27. d6-e7 | 28. e8-g8 |
| 5. d3-c4  | 27. e1-d1 | 28. e4-c8 | 29. f2-g3 |
| 6. e1-f4  | 28. d1-c1 | 29. f2-g3 | 30. f1-d1 |
| 7. f1-d1  | 29. f2-g3 | 30. f1-d1 | 31. h2-h3 |
| 8. f4-d2  | 30. f1-d1 | 31. h2-h3 | 32. e8-g8 |
| 9. d4-b2  | 31. h2-h3 | 32. e8-g8 | 33. f4-c7 |
| 10. e3-a4 | 32. e8-g8 | 33. f4-c7 | 34. e1-b1 |
| 11. e2-e3 | 33. f4-c7 | 34. e1-b1 | 35. b8-a4 |
| 12. d8-c2 | 34. e1-b1 | 35. b8-a4 | 36. d2-b3 |
| 13. b2-b3 | 35. b8-a4 | 36. d2-b3 | 37. d1-c1 |
| 14. e1-d2 | 36. d2-b3 | 37. d1-c1 | 38. d1-b2 |
| 15. e1-e2 | 37. d1-c1 | 38. d1-b2 | 39. e7-e5 |
| 16. d8-a6 | 38. d1-b2 | 39. e7-e5 | 40. e5-c3 |
| 17. e4-c5 | 39. e7-e5 | 40. e5-c3 | 41. e3-d4 |
| 18. e2-f4 | 40. e5-c3 | 41. e3-d4 | 42. g2-g4 |
| 19. f2-f3 | 41. e3-d4 | 42. g2-g4 | 43. e1-c1 |
| 20. f4-d3 | 42. g2-g4 | 43. e1-c1 | 44. e1-b2 |
| 21. f3-g4 | 43. e1-c1 | 44. e1-b2 | 45. f6-d2 |
| 22. d2-e3 | 44. f6-d2 | 45. f6-d2 | 46. f2-c1 |

Anmerkungen

1) Eine Verbesserung. Der in der 2. Partie gezeichnete Zug e6 hat noch Zeit.

2) Systemgemäßer war e3 nebst e4, e2, 0-0, f2c1 und f3d1. (E. J. Diemer).  
 3) e3 war geboten. Die Ungenauigkeit des Textzuges wird von dem Weltmeister glänzend ausgenutzt.  
 4) Besser f2c1, jetzt beginnen prächtige Opferwendungen.  
 5) Erzwungen, da auf f3! einfach f2c3 folgt.  
 6) Jetzt arbeitet der Käufer auf zwei Schritten!  
 7) Wie Weiß jetzt auch ziehen mag, immer geht eine Figur verloren.

Mjeschin blüht  
7. Wettkampfpartie  
Französisch

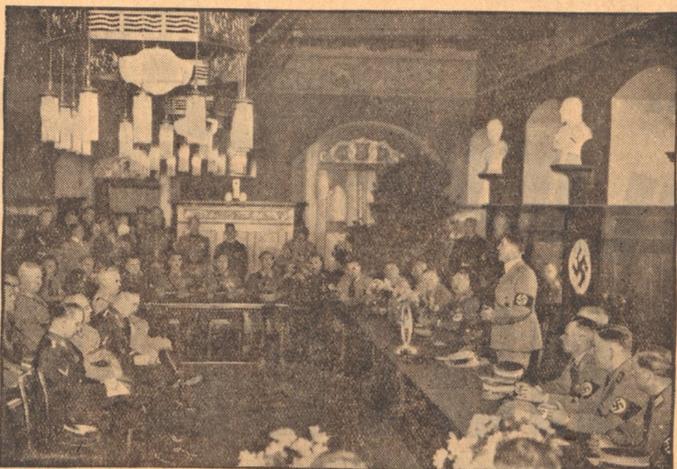
- |           |           |           |           |
|-----------|-----------|-----------|-----------|
| 1. e2-e4  | 23. e8-f4 | 24. e7-g7 | 25. f8-c8 |
| 2. d2-d4  | 24. f1-d2 | 25. f8-c8 | 26. e5-c5 |
| 3. e1-c3  | 25. d8-c5 | 26. f4-b8 | 27. d6-e7 |
| 4. d1-b3  | 26. f4-b8 | 27. d6-e7 | 28. e8-g8 |
| 5. d3-c4  | 27. e1-d1 | 28. e4-c8 | 29. f2-g3 |
| 6. e1-f4  | 28. d1-c1 | 29. f2-g3 | 30. f1-d1 |
| 7. f1-d1  | 29. f2-g3 | 30. f1-d1 | 31. h2-h3 |
| 8. f4-d2  | 30. f1-d1 | 31. h2-h3 | 32. e8-g8 |
| 9. d4-b2  | 31. h2-h3 | 32. e8-g8 | 33. f4-c7 |
| 10. e3-a4 | 32. e8-g8 | 33. f4-c7 | 34. e1-b1 |
| 11. e2-e3 | 33. f4-c7 | 34. e1-b1 | 35. b8-a4 |
| 12. d8-c2 | 34. e1-b1 | 35. b8-a4 | 36. d2-b3 |
| 13. b2-b3 | 35. b8-a4 | 36. d2-b3 | 37. d1-c1 |
| 14. e1-d2 | 36. d2-b3 | 37. d1-c1 | 38. d1-b2 |
| 15. e1-e2 | 37. d1-c1 | 38. d1-b2 | 39. e7-e5 |
| 16. d8-a6 | 38. d1-b2 | 39. e7-e5 | 40. e5-c3 |
| 17. e4-c5 | 39. e7-e5 | 40. e5-c3 | 41. e3-d4 |
| 18. e2-f4 | 40. e5-c3 | 41. e3-d4 | 42. g2-g4 |
| 19. f2-f3 | 41. e3-d4 | 42. g2-g4 | 43. e1-c1 |
| 20. f4-d3 | 42. g2-g4 | 43. e1-c1 | 44. e1-b2 |
| 21. f3-g4 | 43. e1-c1 | 44. e1-b2 | 45. f6-d2 |
| 22. d2-e3 | 44. f6-d2 | 45. f6-d2 | 46. f2-c1 |

Anmerkungen

1) Besser „Kaffeehausstil“. Der Zug kann nicht gut sein; man muß ihn aber widerlegen! Unserer Meinung hat Mjeschin das Recht des Kämpfers, wenn auch nicht das Recht des Künstlers, derartige „Frechheiten“ zu begehen, solange sie ihren Zweck erfüllen und den Gegner verwirren. Die scharfe Widerlegung bestand in e5! 8. d5, e4! 9. e4, f4! 10. f4.  
 2) Hier war f7-f5 zu prüfen.  
 3) Nicht g7! 15. g7, f8; 16. e4! mit unbedenklichem Matt.  
 4) De7? 17. e4!, f5 18. De7: n.w.  
 5) Angst vor dem eigenen Mut; konsequent war De2! mit gefährlichen Drohungen.

Aus der Schachwelt

Beim Niederschreiben dieser Zeilen steht der Wettkampf 6:3 für den Weltmeister. Mjeschin gewann die 1., 3., 4., 7. und 9. Partie, Dr. Eume die 2. und 8. Partie.



Der Führer vor den alten Kämpfern in Koburg

Im Anschluß an seinen Besuch des Führerappells des NSDAP auf der Feste Koburg begab sich der Führer zum Rathaus, wo er zu den alten Kämpfern der NSDAP, die bereits im Jahre 1922 Koburg für den Nationalsozialismus eroberten, Rechts von Adolf Hitler Korpsführer Günlein, in der ersten Reihe links: Reichspressechef der NSDAP Dr. Dietrich, Staatsminister Wagner, Gauleiter Forster, Reichsminister Herrt, (Heinrich Hoffmann, M.)



Reichard v. Gneiffenau  
Zur 175jährigen Wiederkehr des Geburtstages des genialen preußischen Feldmarschalls am 27. Oktober  
(Graphische Werkstätten, M.)



Oswald Voelke,  
der unvergeßliche Kampflieger, starb vor  
19 Jahren den Heldentod



## Bilder der WOCHE

Abeffiniens Kriegsminister

Ras Mutugeta, der abessinische Kriegsminister, ist vom Regens mit dem Oberkommando der abessinischen Streitkräfte an der Nordfront beurlaubt worden. Auf unserem Bild verläßt er den kaiserlichen Palast in Addis Abeba. (The Times, M.)



Alle Fürsten wurden gezählt

Zum zweitenmal unter der Regierung des Präsidenten Kemal Atatürk hat in der Türkei eine Volkszählung stattgefunden. An diesem Tage mußten alle Bewohner in ihren Häusern bleiben und warten, bis die Zähler kamen, um, wie auf unserem Bilde zu sehen, den Personenbestand aufzunehmen. Man schätzt, daß die Zählung eine Bevölkerung von 18 Millionen ergeben wird. (Eberl Bilderdienst, M.)

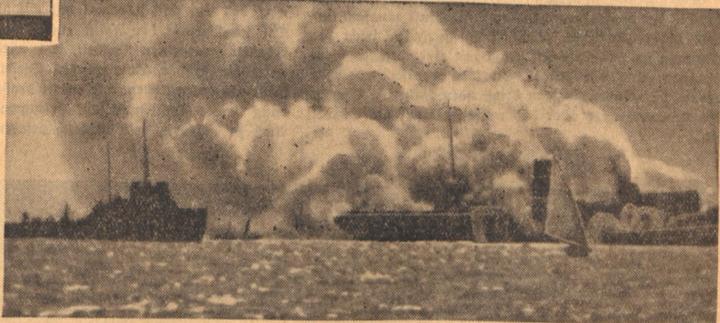


Das Kunstwerk des Monats  
November

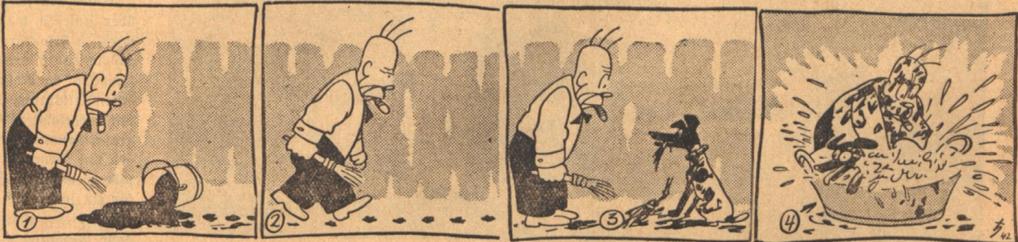
Die Maria von Janas Günther. Es ist eine Holzschnittarbeit des 18. Jahrhunderts. Die auf einer Wolke schwebende Gestalt ordnete sich einst der stürzenden Bewegung eines Altars ein. (Staatliche Museen, M.)

Schiffsbrand im Hafen von  
Alexandrien

Das erste Originalbild von der folgenschweren Kesselexplosion, die sich auf dem 14.000 Tonnen großen italienischen Schmelzofen „Antonin“ beim Einlaufen in den Hafen von Alexandrien ereignete. Im Augenblick stand das Schiff in hellen Flammen. (Ernst Schmidt, Bairo, M.)



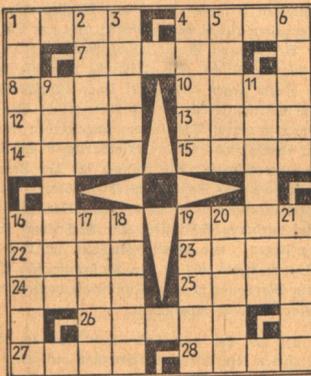
## Adamson erwischt den Übeltäter



Verantwortlich für Text und Bild Dr. G. Hördang und Fred Bees, Karlsruhe

# „Rätselwörter“

Kreuzworträtsel



Waagrecht: 1. See in Rußland, 4. Getreideprodukt, 7. Gestalt aus Schillers „Bürgschaft“, 8. menschenfressender Riese, 10. Delvianze, 12. Güterwagen, 13. Kriegsgott, 14. mooriges Hochland, 15. Strom in Sibirien, 16. Kaiserreich in Hinterindien, 19. Landarbeiterhaus, 22. indische Münze, 23. Bruder des Cain, 24. Männername, 25. italien. Maler, 26. Stadt in Holland, 27. Paradiesgarten, 28. Sammlung nordischer Sagen. — Senkrecht: 1. männlicher Vorname, 2. Blutgefäß, 3. römische Hausgötter, 4. Sittenschrift, 5. See in Finnland, 6. Stadt in Dalmatien, 9. preussischer Ministerpräsident, 11. römische Hausgötter, 16. Tischlergerät, 17. Stromzuführer, 18. Oper von Massenet, 19. einfaches Gerät, 20. Tageszeit, 21. weiblicher Vorname.

Suche die Städte!

Oder — Main — Raufis — Ruhr — Saale  
Eure — Donau — Elbe — Neise.  
An jedem dieser Flüsse suche man eine bekannte Stadt. Die Anfangsbuchstaben dieser Städte nennen im Zusammenhang eine badische Stadt an der Kinzig.

Auflösungen

Spiegelrätsel:

m	a	i	s	1	s	i	a	m
e	d	a	m	2	m	a	d	e
t	r	a	b	3	b	a	r	t
e	b	e	r	4	r	e	b	e
r	e	d	e	5	e	d	e	r
m	a	r	k	6	k	r	a	m
a	d	e	i	7	i	e	d	a
s	i	r	e	8	e	r	i	s
s	u	e	d	9	d	e	u	s

Diagonal-Kreuzworträtsel:

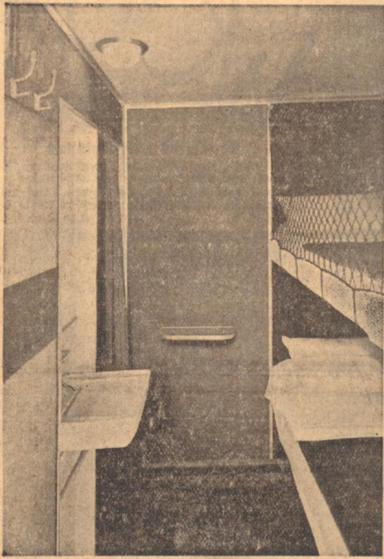
m	a	a	t	e	t	e	r	d	e
a	e	r	a	s	s	p	s	b	e
k	r	a	e	s	s	p	s	b	e
i	r	a	n	o	t	e	b	a	n
m	r	a	i	e	n	e	b	a	n
m	r	a	i	e	n	e	b	a	n
e	m	i	l	e	a	r	u	h	r
g	m	a	a	e	r	u	h	r	
g	m	a	a	e	r	u	h	r	
e	l	i	s	i	m	s	o	d	a

LZ 129 vor der Vollendung  
Ein neues Wunderwerk  
deutscher Technik

# DAS FLIEGENDE HOTEL

Von unserem nach Friedrichshafen entsandten Schriftleiter Fred Feez

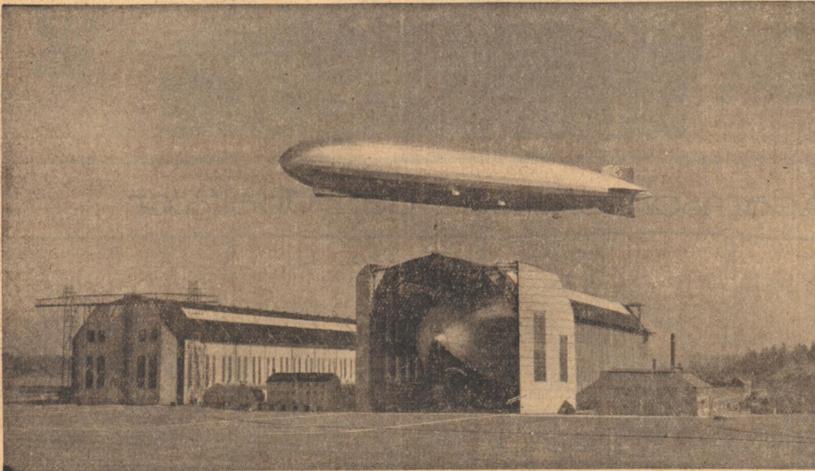
„Sie haben Glück!“ — sagt der Pressleiter der Zeppelinwerke und blickt auf die Uhr — „In wenigen Minuten kommt der Graf Zeppelin zurück.“ Und wirklich beginnt sich auf der Wiese vor den mächtigen Hallen eine ständig wachsende Menschenmenge zu sammeln, fröhliche Lieder erklingen, ein erwartungsvolles Raunen geht durch die Reihen. Die Friedrichshafener freuen sich immer wieder, wenn „Ihr“ Zeppelin heimkommt. Und sie wollen immer wieder dabei sein.



Blick in einen Passagier-Schlafraum

Sirenenlänge. In langen Reihen marschieren die blaubeblühten Haltemannschaften ins Feld. Die Minuten dehnen sich. Dann plötzlich ein tiefes Brummen und schon schiebt sich zwischen den herblichen Nebelschleiern ein dunkler Schatten von Nordwest heran, nimmt Form und Gestalt an: „Graf Zeppelin“ kommt mit halb gedrosselten Motoren in einer Schleife über den Bodensee und steuert nun direkt auf seinen Heimathafen zu.

Ewig neues, unvergeßliches Erlebnis! Da steht nun lautlos der Riesenkörper in der Luft. Sinkt langsam immer näher zur Erde. Noch einmal springen leicht die Motoren an, das Luftschiff grüßt mit einer leichten Verbeugung seine Mutterstadt. Sinkt dann rasch und sicher herab. Mit einem einzigen brausenden Jubelschrei jagen die Hunderte quer über das weite Feld auf die Gondel zu.

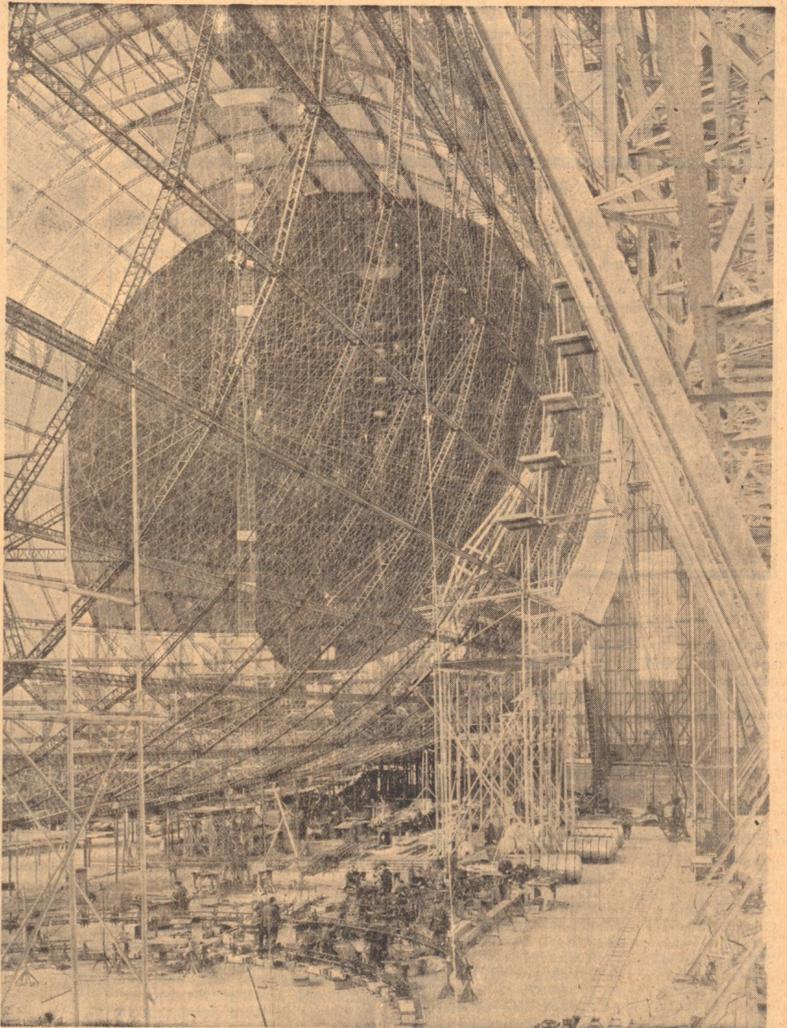


„Graf Zeppelin“ im Flug über der großen Halle, in der sein größerer Bruder seiner Vollendung entgegengeht

Noch mächtiger aber ist folgender Eindruck: Wir stehen am Nordende der Halle. Von Süden her nähert sich von den Haltemannschaften gezogen, der „Graf Zeppelin“. Erst klein, dann rasch immer größer, immer drohender werdend, schiebt sich der Rumpf des Luftriesen wie ein überirdisches Geschoss auf uns zu. Es ist als schiebe er die Menschen vor sich her, unwiderstehlich. Und wir stehen wie gebannt und starren dem lautlos herangeleitenden Ungeheuer entgegen, das nun die weite Halle fast völlig füllt. „Graf Zeppelin“ ist wieder daheim!

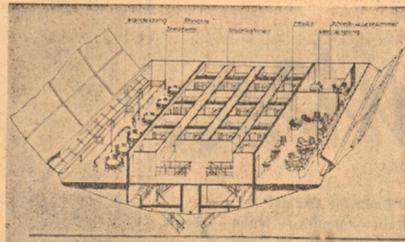
Neben dieser mächtigen Halle aber, nur durch einige Werkräume von ihr getrennt, erhebt sich ein zweiter noch größerer Bau, erhebt sich die größte und mächtigste Halle, die je auf deutschem Boden erstellt wurde, die Halle des neuen Luftschiffes LZ 129. Sie ist 275 Meter lang 58 Meter breit und 53 Meter hoch, und doch ist sie jetzt völlig ausgefüllt von dem Riesenrumpf des neuen Luftschiffes. Das mächtige Spannungsgewebe des ersten Zeppelins, das ich vor Monaten sah, hat nun schon greifbare Gestalt angenommen. In mattem Grau schimmert schon die Hülle, auch die Motorengondeln sind schon da und nur ganz hinten am Deck gähnt noch ein Loch, ragt das Stahl- und Aluminiumgerippe noch frei in die Luft. Die winzige Smerge kriechen die Menschen durch die Halle und unter dem Leib des schlummernden Riesen umher. Um seine ganze gewaltige Größe begreifen zu können, müssen wir uns einige Zahlen merken, die einen Vergleich zwischen dem doch schon imposanten „Graf Zeppelin“ und seinem neuen größeren Bruder gestatten.

Die wichtigsten Zahlen der beiden Luftschiffe lauten: Gesamtlänge: „Graf Zeppelin“ 286,5 Meter, „LZ 129“ 248 Meter; höchste Höhe: „Graf Zeppelin“ 33,7 Meter, „LZ 129“ 41,5 Meter; Gasinhalt: „Graf Zeppelin“ 105 000 Kubikmeter, „LZ 129“ 190 000 Kubikmeter; Fahrgasträume: „Graf Zeppelin“ 100 Quadratmeter, „LZ 129“ 400 Quadratmeter; Betten: „Graf Zeppelin“ 25, „LZ 129“ 50; Motorenleistung: „Graf Zeppelin“ 2650 PS, „LZ 129“ 4400 PS! Schon diese Zahlen werden dem Leser einen Eindruck von der Großartigkeit dieses neuen Wunderwerkes deutscher Ingenieurkunst vermitteln. Hinzu kommt aber noch eine große Zahl wichtiger technischer Neuerungen, die erstmals bei dem neuen Luftschiff Verwendung finden sollen. Die wichtigste von ihnen dürfte zweifellos die Einführung der Diesel-Schwerölmotoren sein. Ihr Hauptvorteil ist eine ganz erhebliche Verbilligung des Fahrbetriebes und eine größere Sicherheit für das gesamte Luftschiff, da Schweröl überall leicht erhältlich und nicht entflammbar ist; rund 60 000 Kilo Schweröl wird das Luftschiff jedesmal mit auf die Reise nehmen. Der im Verlauf der Fahrt eintretende Gewichtsverlust bedeutet zwar einen Nachteil, doch wird dieser Umstand durch die großen Vorzüge des Dieseltreibstoffes wieder mehr als ausgeglichen. Die zweite große technische Neuerung ist die Umstellung auf Heliumgas als Tragstoff. Auch sie bedeutet, rein technisch gesehen, vielleicht einen



Blick in die Riesenhalle, in der LZ 129 gebaut wird. Aufnahmen: Luftschiffbau Zeppelin

Nachteil, denn Helium hat eine geringere Tragfähigkeit als das bisher verwendete Traggas; deshalb muß auch der „LZ 129“ so viel größer und in der äußeren Form etwas plumper werden als sein Vorgänger. Dafür ist die Sicherheit des Luftschiffes aber so bedeutend erhöht, daß im ganzen gesehen die Heliumfüllung doch einen



Die Anordnung der Fahrgasträume auf dem A-Deck

wesentlichen Fortschritt bedeutet. Eine weitere wesentliche Neuerung ist ein Landerad an Stelle der Landepuffer, das vorne einmal und hinten zweifach angebracht ist, sich wie ein Klavierstuhl nach allen Seiten dreht und so die Landemänner noch mehr erleichtern dürfte.

Eine weitere sehr wichtige und auch nach außen hin sichtbare Neuerung besteht darin, daß bei diesem Luftschiff zum ersten Mal die Fahrgasträume im Inneren des Luftschiffes untergebracht sind. Nur die Führergondel bleibt außen. Sie ist daher bedeutend kleiner als die bekannte Gondel des „Graf Zeppelin“, hat dafür aber den großen Vorteil, daß sie jetzt Ausblick nicht nur nach vorne und nach den Seiten, sondern auch nach hinten ermöglicht, was sich besonders bei Fahrten über See als sehr wichtig für die Navigation erweisen kann.

Unter den weiteren Neuerungen, die LZ 129 gegenüber unseren bisherigen Verkehrsluftschiffen aufweist, ist besonders die neuartige Ausstattung der Fahrgasträume zu erwähnen. Während das Luftschiff „Graf Zeppelin“ im Anschluß an die Führergondel einen Hauptaufenthaltsraum, 2 kleinere Salons, sowie Schlafkabinen mit insgesamt 24 Bettplätzen enthält, wird LZ 129 zwei große Gruppen von Aufenthaltsräumen mit Wandelgängen und ferner 25 Schlafkabinen mit insgesamt 50 Bettplätzen erhalten. Auf den mehrtägigen Reisen, wie sie für ein so großes Luftschiff in Frage kommen, ist damit einem bisher nicht zu verwirklichenden Wunsch der Fahrgäste Rechnung getragen, der nach größerer Geräumigkeit und Bequemlichkeit, insbesondere der Tagesräume

ging. Auch kann bei diesem neuen, großen Schiff in einem besonders dafür hergerichteten und gesicherten Raum den Fahrgästen die Möglichkeit gegeben werden, zu rauchen. Die Räume sind auf zwei übereinander liegenden Decks angeordnet. Ein oberes Hauptdeck enthält auf der einen Seite den großen Speisesaal, auf der anderen eine Halle und den Schreib- und Leseraum sowie die Wandelgänge mit den langen Fensterbänken. Zwischen diesen Tagesräumen sind auf dem oberen Deck die Schlafkabinen untergebracht. Das kleinere Unterdeck enthält die Nebenräume, ein Duschbad, das Schiffsbüro und die Rauchsabine. Ferner sind dort, den Fahrgästen nicht zugänglich, die Küche und die Messräume für die Besatzung untergebracht.

Die Ausstattung dieser Räume wird in allem sehr zweckmäßig gehalten sein, doch wird jeglicher unnötige Luxus vermieden, wie dies auch durchaus dem rein technischen Charakter eines solchen Fahrzeuges entspricht. Die künstlerische Ausstattung liegt in den Händen des Architekten Professor Breunhaus Berlin. Sämtliche Räume erhalten künstliche Beleuchtung und eine Luftreinigung. Die Beleuchtung ist elektrisch, ebenso die Heizungsanlage für die Küche. Die elektrische Zentrale befindet sich in einem gegen das Schiff sicher abgeschlossenen Raum im Mittschiffsteil, wo sich 2 elektrische Generatoren, die von je einem Dieselmotor angetrieben werden, befinden; ebenso sind dort die erforderlichen Schalt-einrichtungen untergebracht. Die Räume für die Besatzung sind innerhalb des Schiffskörpers zu beiden Seiten des Laufgangs angeordnet. In der Hauptsache befinden sie sich im vorderen Schiffsteil. Die Messräume für die Besatzung liegen, wie bereits erwähnt, im B-Deck des Fahrgasträumeabteiles. Es ist ein Messraum für Offiziere und ein Messraum für die Mannschaft vorhanden, beide mit guter Ausblicksmöglichkeit.

So weiß LZ 129, der nun bald schon klar zu den ersten Probefahrten sein wird, alle Vorzüge auf, die ein komfortables Hotel seinen Gästen bieten kann und es ist daher sicher nicht gewagt, wenn man ihn als das fliegende Hotel bezeichnet. Hat schon der „Graf Zeppelin“ bis in die fernsten Länder den Ruhm deutschen Erfindungsgeistes tragen dürfen, so wird das neue Uebersee-Luftschiff in noch höherem Maße aller Welt kund tun, daß deutscher Forschergeist und deutsches Technikertum nimmer ruhen, sondern immer neue Wunder der staunenden Welt bescheren wollen. Im kommenden Frühjahr, wenn die Proben günstig verlaufen sind, wird LZ 129 Friedrichshafen endgültig verlassen und sein Standquartier im neuen großen Weltflughafen Frankfurt beziehen. In stolzer Fahrt wird er dann den Namen des unvergeßlichen toten Feldmarschalls über den Atlantik tragen, ein neues Glied in der Ruhmeskette der Zeppelinluftfahrt.